

Bilder aus Galizien.

Zur

theilweisen Kenntniss des Landes

und seiner Bewohner

von

Rudolf Temple

Ehren-, correspondirendes, auch wirkliches Mitglied zahlreicher gelehrter und gemeinnütziger Vereine des In- und Auslandes u. s. w.

Mit einer genealogischen Tafel der warägo-russischen Fürsten
in Galizien.

In Commission bei D. E. Friedlein in Krakau

59mg 60
n.v.

5 yng 60



Bilder aus Galizien.

Zur

theilweisen Kenntniss des Landes

und seiner Bewohner

von

Rudolf Temple

Ehren-, correspondirendes, auch wirkliches Mitglied zahlreicher gelehrter und gemeinnütziger Vereine des In- und Auslandes u. s. w.

Mit einer genealogischen Tafel der warägo-russischen Fürsten
in Galizien.



In Commission bei D. E. Friedlein in Krakau.

Handbuch der

Geometrie des

und seiner

Handbuch

Handbuch der Geometrie des

Handbuch der Geometrie des



P. J.

Nur eine kurze Spanne Zeit währt es noch, wo Galizien die Feier seiner hundertjährigen Verbindung mit den österreichischen Erbländern begehen soll und noch ist diese Provinz dem deutschlesenden Publikum, zumeist aus angeborenem Vorurtheile, wenig bekannt, obwohl in selber Manches sich findet, was gesehen oder mindestens worüber gelesen zu werden verdient.

Reinwissenschaftlichen Abhandlungen über unsere Gegenden begegnet man nicht selten in Schriften gelehrter Körperschaften, doch solche werden ausser diesem Kreise bekanntlich fast gar nicht gelesen; nichts desto weniger übergebe ich in vorliegender bescheidenen Schrift trotzdem eine Arbeit von wissenschaftlicher Grundlage, welche ich, um sie dem verwöhnten Gaumen der geehrten Leser geniessbar zu machen, möglichst abwechselnd in Behandlung der Stoffe gestalten musste, weshalb ich mir auch erlaubte für diese Schrift den Titel: „Bilder aus Galizien“ zu wählen.

Schweifen wir in unsern Darstellungen stellenweise auch weit in die fast nebelhafte Vergangenheit, so sind diese Bilder doch keine Illusionen — keine Phantasiegemälde, sondern an der Hand der Geschichte erforschte Ereignisse mit dem greifbaren Hintergrunde noch stehender Denkmale einer längst entschwundenen Zeit in malerischer Gegend auf wissenschaftlich interessantem Boden, sowie der Schilderung der Nachkommen jener Völker, welche einst Zeugen derselben waren.

Mit meinen eigenen Augen habe ich in der Zeit von 1840 bis 1855 alle Punkte, deren ich hier erwähne, selbst gesehen, mit dem Volke oft und mannigfach verkehrt, Manches darüber gehört und gelesen, habe somit daraus das Recht geschöpft, über den beregten Gegenstand zu sprechen; wenn dies in kurzen Skizzen über besonders interessante Stellen geschieht, so war meine Absicht, nicht ermüdend zu wirken.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, dass die in dieser Form, wenn auch in engem Rahmen gebotenen Bilder faktisch zur Ausbreitung der Landeskunde beitragen können, worüber ich das Urtheil indessen dem geehrten Leser überlasse, doch suchte ich meine Darstellung möglichst lebendig zu gestalten, um mehr Anziehungskraft zu üben, nicht ohne die Absicht zu haben, bestechend zu wirken.

Dem deutschen Leser vorwiegend, widme ich diese „Bilder“ mit dem lebhaften Wunsche, sie mögen in ihm mindestens einiges Interesse für meine Heimath Galizien erwecken, welche dieses in mancherlei Hinsicht verdienen dürfte; nicht minder aber auch meinen Landsleuten, als einen geringen Beweis meiner besondern Werthschätzung; schliesslich auch jenen wissenschaftlichen Corporationen, die mich ihrer Mitgliedschaft würdig achteten, als Zeichen fortgesetzter literarischer Thätigkeit.

Sollte auch nur ein kleiner Theil der geehrten Leser am Schlusse des Büchleins seine Befriedigung mit dieser Leistung äussern, so wird sein Streben und Mühen belohnt finden

der Verfasser.

Über die nördliche Abdachung der Karpaten.

Das unter dem Namen Karpaten bekannte Gebirge, welches in einer östlich ziehenden bogenförmigen Richtung eine natürliche Scheidewand zwischen den Königreichen Ungarn einer-, Galizien anderseits bildet, ist nach den Alpen das grösste Gebirgssystem Mitteleuropa's, scheidet die Zuflüsse der Weichsel und des Dniester untereinander, sowie von jenen der Donau, woraus wir den Bestand eines Hauptrückens ersehen. Es hat eine verschiedene Breite von 10 bis 40 Meilen, seine mittlere Kammhöhe beträgt 5700', gleicht somit ungefähr der Culminationshöhe des Schweizer Jura-Gebirges (Molisson 6178'), dann des Auvergne-Gebirges (Mont d'or 5805').

Schon den Alten waren die karpatischen Berge bekannt, doch erhielten sie je von den Griechen und Römern verschiedene Namen. Der Kosmograph Claudius Ptolomäus,¹⁾ Zeitgenosse des römischen Kaisers Marc Aurel, der im zweiten Jahrhunderte der christlichen Aera regierte, unter den griechischen Erdbeschreibern der älteste, nennt dieselben Bieskiden, nach einem eben an der nördlichen Abdachung sesshaften Volke — den Biessen, — welches seine Sitze von dem Quellengebiete der Weichsel (Vistula) bis über das Quellengebiet des Dniester (Tyras) längst der erwähnten Berge aufgeschlagen haben soll. Nach des gelehrten polnischen Historikers Naruszewicz Meinung in seiner Geschichte der polnischen Nation, lag die Hauptstadt der Biessen da, wo gegenwärtig das Städtchen Biecz²⁾ an der Ropa; anzunehmen wäre es indessen, auf eine Volkssage gestützt, dass Drohobycz³⁾ ebenfalls einer ihrer Hauptorte gewesen sein könne, da dieser Ort bis zum ersten Tataren- (sogenannten Mongolen-) Einfalle im Jahre 1240 Bycz hiess, durch deren Alles zerstörende Wuth jedoch der Erde

¹⁾ Claudii Ptolomaei Geographiae libri VIII. Frankof. 1605 III. Buch.

²⁾ Starozytna Polska pod wzgledem hist. jeogr. i statist: Warszawa 1844 Tom II. c. I. pag. 206.

³⁾ Eine andere Version lässt den Namen Drohobycz daher entstehen, dass bei diesem Orte die Strasse zum Viehtriebe der podolischen Ochsen gelegen sei — droha bycza; — im Deutschen soviel als: Ochsenstrasse, ob mit Recht oder Unrecht, entscheidet im Allgemeinen hier nichts, da beide Annahmen ihre Richtigkeit haben können.

gleichgemacht wurde, weshalb die in die Schluchten der Berge geflüchteten, nach dem grauenvollen Ereignisse heimkehrenden Bewohner dieser Stätte ein zweites Bycz (druhy Bycz) erbauten, welches das noch jetzt bestehende Drohobycz in fruchtbarer Gegend am Tysmienica-Flüsschen sein soll.

Die Römer kennen diese Berge nur als eine Fortsetzung der Alpen, belegen sie mit dem Namen Alpes Bastarnicae nach einem sarmatischen,⁴⁾ der Meinung einiger zu Folge aus Germanien in Sarmatien eingewanderten Volke, welches östlicher des herzynischen Waldes auf der nördlichen Terrasse der Karpaten wohnte und sich bis zur Weichsel erstreckte. Unter diesem Namen erwähnen sie die sogenannten Tabulae Peutingerianae.⁵⁾ So ungewiss die Abkunft der Bastarnae ist, erscheinen sie doch sehr häufig bis Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. Geburt in der römischen Geschichte, verschwinden jedoch dann spurlos, wahrscheinlich in dem grossen Bunde der Gothen, mit ihnen auch der für dieses Gebirge gebrauchte Name.

Unter Kaiser Trajan, der Dazien eroberte und Decebalus' trotzigem Widerstand brach, wird am Dniesterflusse nordöstlich der jetzt Karpaten genannten Berge, eines andern sarmatischen Volkes — der Karpen — gedacht, welches unter Galienus schwacher Regierung, seine verwüstenden Heereszüge bis an die untere Donau ausdehnte. Kaiser Aurelian (270—275) bewog einen Theil derselben, in dem verlassenen, menschenleeren Mösien seine Wohnsitze zu nehmen und gewöhnlich wird angenommen,

⁴⁾ Aelianus Claudius in *Varia Historia Lugdini Batavorum* 1731 erwähnt Tom. I. p. 301 Libro III. cap. 39 der Sauromaten, wogegen sie Plinius der ältere (*Caji Plinii Secundi Historia Naturalis. Parisiis 1712*) Tom I pag. 112 libr. XVIII. cap. 10 ausdrücklich Sarmaten nennt und erzählt, dass sie sich vorzüglich mit Hirsebrei und grobem Mehl nähren, worunter sie entweder Pferdemilch oder aus den Adern des Pferdefusses gelassenes Blut mengen, was uns schliessen lässt, dass sie von den Griechen zu den Hypomolgern oder pferdemelkenden Scythen gerechnet worden sein dürften. Sie stammten von den Meden ab, deren grosses Reich zwischen dem Don, der Wolga und dem Kaukasus lag und auf diese Abstammung stolz, nannten sie sich: Sar-madaj- Nachkommen der Meden — woraus in der Folge die Benennung Sarmaten entstand, (Plinius a. a. O. Tom. I. pag 306 Lib. VI. cap. 7) es sind demnach jene Skribenten im Unrechte, die behaupten, dieses Volk hätte wegen den ihnen eigenthümlichen, eidechsenähnlichen Augen den Namen Sauromaten erhalten.

⁵⁾ Es ist dies eine uralte, angeblich aus dem III. Jahrh. n. Ch. G. stammende auf 12 Pergamentblättern gezeichnete Karte des römischen Reiches mit allen seinen Strassen und Stationen, welche nach dem Tode des kais. Rathes und Patriziers Conrad Peutinger (geb. in Augsburg 15. Oktbr. 1446, † 24. Nov. 1547) in Holland gestochen wurde. Das ursprüngliche Exemplar ist in der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien.

dass von diesem Volke der gegenwärtige Gebirgsname der Karpaten stamme, sowie dass ein slavischer Stamm — die Chroboten — ihm in dessen verlassenen Wohnsitzen folgte.

Aller Vermuthung nach waren indessen die Karpen und Chroboten ein und dasselbe Volk, nur die römischen Geschichtsschreiber verwechselten letztere Benennung in erstere, wegen erleichterter Schreibart, da es denn doch authentisch erwiesen ist, dass die durch Aurelian in Mösien angesiedelten Volksstämme die slavischen Reiche: Serbien, Croatien und Slavonien gründeten, wovon ersteres in der Geschichte die wichtigste Rolle spielte. Der gelehrte Slave Schaffarik⁶⁾ leitet das Wort Karpat aus dem Slavischen her, dessen ursprünglicher Ausdruck verfälscht wurde und eigentlich nichts anderes als einen Gebirgsrücken bedeute.

So heisst russisch chrebet, wendisch chreb, böhmisch chrbot, polnisch grzbiet der Rücken, dann aus letzterem Ausdrucke gebildet, garbaty — der Ausgewachsene, Höckerige, Buckelige, — woher somit wohl die Namen Chrobat, Chorwat, Charwat, Karpat abzuleiten wären, doch soll sich schon Plinius des Ausdruckes Carpathos bedient haben.

Die Polen selbst nannten dieses Gebirge nicht Karpaten, sondern Krempak, woraus einige der slavischen Sprache nicht mächtigen Schriftsteller Krapak bildeten. Der polnische Geschichtsschreiber Martin Kromer⁷⁾ (Polens Livius) gebraucht im IV. Buche seiner Geschichte der polnischen Krone für dieses Gebirge den Ausdruck des sarmatischen in seiner Schilderung der Begebenheiten um das Jahr 1070 und sagt, dass selbes der Pole, Russe und Ungar theilt, doch klammert er hiebei die in Polen zu seiner Zeit übliche Benennung: „Tatry“ ein und auch die Ungarn mussten um die angegebene Geschichtsperiode die letztere angenommen haben, da der ungenannte Historiker⁸⁾ Ungarns der zur Zeit des Königs Béla III. gelebt haben dürfte, in der Epoche des heiligen Stefan, ersten ungarischen Königs die Grenzen „ex parte Polonorum usque ad montem Tatur“ setzt. Es scheint somit der Gebrauch, dieses Gebirge Karpaten zu benennen, erst einer spätern Zeit anzugehören, obwohl die Benennung alt hergebracht ist.

Es ist, wie die Überschrift es besagt, keineswegs Zweck

⁶⁾ Slavische Alterthümer I. 408.

⁷⁾ Martin Kromer wurde i. J. 1512 zu Biecz in Galizien, der einstigen „Parva Cracovia“ geboren und starb 1579 als Bischof von Ermeland.

⁸⁾ Anonymi Hist. Ducum Hungariae in Joannes Scawandtneri „Scriptores Rerum Hungaricarum“ (Lipsiae 1749) Tom. I.

dieser Zeilen eine Beschreibung des Karpatensystemes zu liefern, denn die Süd- und Südostseite ist, weil mineralreicher, dem wissenschaftlichen Publikum viel bekannter, als die nördliche, welche aber auch nur in so weit behandelt wird, als es sich um lokale Benennungen einzelner Theile dieses Gebirges, ja mancher Berge handelt, deren Beschreibung oder historische Erinnerung weniger bekannt, dennoch manchem Freunde der Geographie interessant zu vernehmen sein dürfte, weshalb wir auch stellenweise die erforderlichen, nicht unwichtigen statistischen Daten so viel thunlich beifügen.

In geognostischer Beziehung⁹⁾ besteht der Boden der bei fünfhundert Quadratmeilen bedeckenden nördlichen Karpatenabdachung im Allgemeinen aus Kreide, vorwiegend im Osten, der auf Sandstein und stellenweise auf Granitfelsen lagert. Im östlichen Theile der nördlichen Karpaten-Abfälle überhaupt liegt zu unterst dichter Kreidekalk, weissfarbig und im Bruche splitterig, auf welchem dann die zerreibliche Kreide die obere Schichte bildet; deshalb sind auch die vielen wie in keinem andern Lande Europas in solcher Menge vorkommenden Erdversenkungen, zumal im stanislawower und kolomyjer Kreise erklärlich, welche wahrscheinlich in der Ausspülung des unterliegenden Kalkes durch den herabfallenden Niederschlag ihre Entstehung zu verdanken haben. Diese Senkungen sind von verschiedener Grösse, meistens trichterförmig, auf Art der Wolfsgruben, und selbst nach den grössten Regengüssen ist in diesen Erdkelchen nie eine Spur von einer Wasseransammlung zu bemerken.

Im westlichen Theile ersetzt grösstentheils Sandstein die Kreide, wie man dieses überall, wo Flussbeete die tiefern Schichten erschlossen haben, sehen kann. Dieser sogenannte Karpatensandstein nimmt eine verschiedene Mächtigkeit von ungefähr 100 bis 1000 Fuss ein und ist theilweise feinkörnig, wo er zu Schleifsteinen bereitet, theilweise grobkörnig, wo er zu Mühl- und Bausteinen benützt wird. Dieses in seinen Hauptmassen eigenthümliche Sandsteingebilde der Karpaten, enthält häufige

⁹⁾ Mit geognostischen Untersuchungen über die Karpaten, sowie des anliegenden Landes befassten sich zu verschiedenen Zeiten: Staszyc, Pusch, Lill, Schindler, Fichtl, Hacquet, Du Bois de Montepreux, Duclos, Sydow, Zenschner, Lippold, Alth, Kner, Hohenegger, welche die erzielten Resultate zum Theile in selbstständigen Werken, zumeist aber in periodischen Fachschriften veröffentlichten, dadurch aber ungemein viel zur Klärung über die hiesigen Bodenverhältnisse beitrugen, doch nähme die Spezifikation der bezüglichen Schriften zu viel Raum in diesem bescheidenen Schriftchen ein, deswegen sei auch nur in Kürze die Erwähnung der Forscher gemacht.

Salzbildungen mit Gyps, dessen letztere Formation im Norden vorherrscht, sowie Salzthon, welcher in einer Längenausdehnung von etwa 150 Meilen verbreitet ist, sich in Wieliczka — gleichsam dem Fusse der nördlichen Karpaten-Abfälle südlich der Weichsel — in einer Mächtigkeit von 120 Klaftern findet, bisweilen auch in Begleitung von geringem Schwefelgehalt erscheint, längs des Karpatenzuges geht, in das Sáros- und Marmaros-er Komitat Ungarns streicht, dem kleinen Salzwerke zu Kaczyka in der Bukowina seine Entstehung gab und bei Oská Rimnik in der Wallachei endet.

Nächst dem Salzflötze enthält der Gebirgszug eine Menge Naphta-Quellen¹⁰⁾ (Petroleum). Die Region der die Naphta führenden Schichten wird ganz genau von der mit Gyps verbundenen Salzbildung und dem Salzthone begrenzt.

Die Naphta führenden Schichten und dessen Vorkommen gehören in Ostgalizien bei Borislav, Bobrka, Polanka, Plonie, Glembokie, Wankolva, Wytrylow, Truskawiec, Starnnia, Molodkow, Dzwiniacz, Solotwina, Rybne den jüngern Tertiärbildungen an, welche sich wiederholt in Begleitung der Salz führenden Schichten längs des Nordrandes der Karpaten fortziehen. Der den Karpaten eigenthümliche Sand und Sandstein ist hier so reichlich mit dem ergiebig vorkommenden Erdöle durchdrungen, dass beide gleichsam das Bindemittel des Sandsteines bilden und ihn zu einer knetbaren weichen Masse machen.

In Westgalizien jedoch, in der Gegend von Gorlice, bei Siary Mencina wielka, Kobylanka nächst Grybow, unfern Neu-Sandec ist das Vorkommen von mechanisch gemengten Erdöle im Schieferthone häufig, welcher der Eocen-Periode angehört und sich gegen Norden an die miocenen Schichtenkomplexe anschliesst, bis endlich das Salz an die Stelle des Bitumens tritt. Am ergiebigsten kommt es bei Kleczany vor, wo demselben bereits längere Zeit grössere Aufmerksamkeit geschenkt wird und wo es auch in neuerer Zeit bergmännisch in Angriff genommen wurde.

Anbelangend die Gewinnungs-Verhältnisse des Petroleum, so ist zu bemerken, dass dieselben fast jenen in Nord-Amerika gleichen, grösstentheils aber günstiger sind, da sie nicht so grosse Tiefbohrungen erfordern, wo selbst Bohrlöcher bis zu 200 Metres (1 Meter=3.¹⁶⁴ W. F.) gestossen werden müssen.

Die Naphta kommt hier zwischen den Gesteinscheiden eines vielfach zerklüfteten und zerbröckelten schwarzen, ausnehmend

¹⁰⁾ Meine Abhandlung „Das galizische Petroleum“ im Kremsierer Volkswirth 1868 Nr. 21 S. 246—249.

bitumenreichen Schiefers der Eocene vor. Werden nun in diesem Gestein Brunnen, die die Tiefe von zehn Klaftern selten übersteigen, gegraben, so reisst das durch das lockere Gestein reichlich in die Brunnen abfliessende Wasser die zwischen dem Gesteine befindliche Naptha mit sich, diese schwimmt dann in den Brunnen auf dem Wasser, von dem es sorgfältig abgeschöpft wird. Manche dieser neugeteufte Brunnen liefern anfangs ein nicht unbedeutendes Quantum, bis zu einem Eimer in einem $\frac{1}{2}$ Tage und es ist demnach klar, dass dieser Zufluss der obigen Flüssigkeit immer schwächer werden muss, da die in dem Schiefer stattfindende Zersetzung von diesen, welche er indessen sparsam zerstreut enthält, äusserst langsam vor sich geht, ebenso auch die Einwirkung der äussern Temperatur und Witterungsverhältnisse nicht als vortheilhaft einwirkend betrachtet werden können, während gerade diese beiden Agentien der Grund der Ausscheidung der Naptha aus dem bituminösen Schiefer bilden.

Es lässt sich daher bei den hiesigen Petroleum-Quellen nicht auf eine sehr lange andauernde Nachhaltigkeit des Naptha-Vorkommens an einem bestimmten Punkte schliessen, wenn nicht gleichzeitig auch der bituminöse Schiefer mit in Betrachtung gezogen wird, aus dem sich Naptha durch Destillation oder Extraktion gewinnen lässt, wodurch der Abgang gedeckt wird.

Dieser schwarze Schiefer, der oft Einlagerungen von Sandsteinen, schmalen Thoneisensteinen und schwarzen Hornstein enthält, hat am Fusse der nördlichen Karpaten überhaupt eine sehr bedeutende Ausdehnung; er zieht sich in seiner Lagerung und Schichtenstellung vielfach gestört, wie dieses die zahlreichen Schichtenwendungen im Westen bei Limanowa und Grybow sehr deutlich zeigen, eben von ersterem Orte gegen Grybow, weiter östlich gegen Sanok und so fort in den Samborer Kreis, wo die Hauptquellen, wie gesagt, zu finden sind.

Noch im Jahre 1859—1860 schätzte man den jährlichen Gewinn an galizischem Naptha nicht höher als auf 5—6000 Ctr. woraus man das flüssige Leuchtgas Kamphin bereitete, dessen Verwerthung theils nach Lemberg (ca. 1500 Ctr.), theils nach dem Westen der Monarchie erfolgte, doch prophezeite man damals schon dem Handel mit diesem Producte eine grosse Zukunft.

Das hiesige Mineralöl hat bei seiner chemischen Untersuchung das Resultat ergeben, dass dasselbe eine, reiner Bergtheer mit einem vielfach wechselnden Gehalte von Asphalt, der in Steinöl (Petroleum) aufgelöst, begreifende Flüssigkeit sei, welche sich mit mehr oder weniger Kohlenwasserstoffen gemengt zeigt.

Aus dem Rohstoffe entstehen mittelst Rektifizierung: 60% Brennstoff, 20% Maschinenöl, 15% letzte Sorte, wobei 5% Schwendung unvermeidlich sind, wonach das Ergebniss von 1867 laut Angabe der lemberger Handelskammer mit 162,753 Ctr. Bergöl einzutheilen wäre, doch sind auch gewonnene 45,000 Ctr. Erd- oder Bergwachs mit in Betracht zu ziehen.

Sonst findet man unter einer mässigen Erddecke in der ganzen Ausdehnung der nördlichen Karpaten-Abdachung Thoneisensteinflötze, welche jedoch mager im Gehalte, theilweise eine sehr unregelmässige Lagerung im Streichen und Verfläichen haben, daher die Eisenerzeugung im Allgemeinen eine vertheuerte und meistens an das Raffiniren des Rohmaterials angewiesen, wobei Westgalizien im Vortheile gegenüber dem Osten ist, wie daraus ersichtlich, dass die vier Eisenwerke zu Wengierska Górka mit Obszar, Sucha, Maków, Zakopany in Westgalizien 18,808 Ctr. Roheisen im Werthe von fl. 62,641 und 31,431 Ctr. Guss-eisen im Werthe von fl. 167,594. 38 kr. produzierten, dagegen bestehen in Ostgalizien 12 Eisenwerke in den Orten: Cisna, Duszatyu, Rabe, Majdan, Smolna, Zalokiec, Hrebennow, Klimiec Korostow, Skóle, Mizun, Nowosielice, Olchówka, Stynawa, Weldzircz, mit Maxymówka und Zaklo, Zulin, Pasieczna mit einer Erzeugung von nur 6048 Ctr. Roheisen (fr. 24,192,) und 4328 Ctr. Gusseisen (fr. 28,156.).

Bemerkenswerth ist auch noch im Dniestergebiete das für die Landwirthschaft nützliche auftretende Vorkommen von Phosphoriten, welches sich weit bis nach Podolien erstreckt, wo das Vorkommen von Phosphat-Kugeln übrigens im Allgemeinen früher bekannt war. Noch wissen wir wohl nichts Definitives, doch der Untersuchung des Adjunkten der wiener landwirthschaftlich-chemischen Versuchsstation Schwakhöfer dürften wir wichtige Aufschlüsse hierüber zu verdanken haben; es sei hier demnach nur lediglich darauf hingewiesen.

Auf die Liasformation der Centralkarpaten werden wir am betreffenden Orte der Übersichtlichkeit wegen zu sprechen kommen.

Die hier erwähnten steinigen Gebirgs-Grundlagen werden zum grössten Theile nur von einer geringen Erdkruste überdeckt, deren oft unbedeutendes Erträgniss die Bewohner dieses Bodens kaum zu ernähren vermag. Die Natur in ihrer Güte bedachte diese Gegenden, gleichsam zur Entschädigung, mit ungeheuren Waldmassen.

Nadelholz herrscht in den Karpaten vor und die am häu-

figsten vorkommenden Nadelbäume sind: die Kiefer, die Tanne, die Fichte, die Lärche, (*Pinus larix*, polnisch *Modrzew*) früher in Polen allgemein, jetzt nur im Gebirge in grösseren Beständen zu treffen; dagegen findet man von Laubholzarten ausser den Obstbäumen, nur die Eiche, Buche, Birke und den Ahorn etwas mehr verbreitet. Nach statistischen Aufzeichnungen besteht der gesammte Waldstand Galiziens aus 3,470,641 n. ö. Jochen (á 1600 □ Klftrn.) Hoch- und Niederwald, wonach auf eine Quadratmeile der Landesfläche 2908 n. ö. Joche entfallen würden, doch hat die Devastation in den Ebenen mitunter den höchsten Grad erreicht, wogegen im Gebirge noch manchen Ortes fast jungfräulicher Urwald in ungeheuren Ausdehnungen zu finden ist. Es sind daher die Karpaten eine wahre Holzkammer für den norddeutschen Handel und Danzig ist zunächst der Ort der Ostsee, wohin der galizische Holzhandel jährlich einen bedeutenden Abzug hat, wohin das Holz auf der Weichsel, sowie seinen zahlreichen Nebenflüssen verflösst wird. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wurden im Jahre 1856 für 800,114 pr. Thaler Balken, Mauerlatten und Rundhölzer aus Fichtenholz, dann für 427,360 pr. Thaler Eichenhölzer, als: Stäbe, Planken, Plankons, Balken von Galizien nach Danzig geschifft, nebstbei wird eine bedeutende Menge Holzwaare mit Benützung der flossbaaren Gebirgs-Flüsse, dann des weiter schiffbaren Dniester bis in das schwarze Meer hinab verfrachtet.

Die Holzzucht, einst unter polnischer Herrschaft wegen allzugrossen Überflusses, so viel wie nicht gekannt, wird seit Jahrzehnten durch ein eigens hiezu gebildetes Forstpersonale, jener der andern österreichischen Kronländer ebenbürtig an die Seite gestellt.

Trotzdem, dass 22¹¹⁾ Salzsiedereien, 17 Eisengewerke, 10¹²⁾ Glashütten ihr nöthiges Brennholz von da beziehen, die Zündwaaren- und Geschirrfabriken etliche tausende Klafter verbrau-

¹¹⁾ Alle kleinern Siedereien sind in nachfolgende grössere einverleibt: Lacko, Stebnik, Bolechow, Kalusz, Delatyn, Kossow, Drohobycz, Starasol und erzeugen 509982 Ctr. Süd-, 14706 Industrie-Salz im Werthe von fl. 2.791,788. 11 kr., wobei 503 Männer beschäftigt sind. Die Erzeugung an Salz in Westgalizien beträgt 1.288,382 Ctr. Stein-, 77,295 Ctr. Industrie-Salz im Werthe von fl. 7.568,782. wobei 1953 Arbeiter, darunter 1740 Männer der Rest Kinder, beschäftigt sind.

¹²⁾ Die Glashütten im Gebirge sind: Zlatna bei Ujsol, Kamienica, Poramba wielka, Gogolow, Polany, Jawornik-ruski, Lodzina, Sufczyzna, Korostow, Majdan górny. Produktion: 34220 Schock Tafelglas, 31550 Hohl- und Apothekerglas, 350 Schock Kreiden- und Farbenglas in 47 Öfen mit mehr als 10,000 Klafter Holzbedarf und 300 Arbeitern.

chen, ist nicht so bald an Mangel dieses Brennmaterials, das auch zur Feuerung in die Ebene geführt wird, zu denken, da in den höheren Regionen der Karpaten noch immer von keines Menschen Axt angetasteter Urwald, in welchem noch immer tausende von Klaftern nutzlos zu Grunde gehen, vorfindig ist, der auch wegen der geringen Verwerthung der Gehölze in seinem Urzustande bis zu einer geeigneten Zeit belassen wird.

Die galizischen Forste in Gesammt geben einen jährlichen Holzertrag von durchschnittlichen 3.541,600 n. ö. Klftrn, es entfielen demnach auf je 100 Einwohner ungefähr 70 Klftr Holz und wird der jährliche Bruttoertrag von je 100 Joch Waldland inklusive der Auen, auf fr. 398. — angenommen. Man berechnet den Handelswerth des jährlich geschlagenen Holzes und aller andern jährlich gewonnenen Forstprodukte auf fr. 1.500,000.—, worunter Holzkohle, Pottasche, Theer, Harz, Terpentin, Zündschwamm gemeint sind.

Erstere wird bei der Eisenfabrikation nicht nur als Brennmaterial, wegen ihrem intensiven Glühen, sondern auch zur chemischen Verbindung des Eisens mit den Kohlenstoffen in Anwendung gebracht. Der Consumo bei den Eisenhütten ist demnach ein beträchtlicher und dürfte 1.200,000 Cubikfuss jedenfalls übersteigen, abgesehen davon, dass diese Kohle auch stark nach dem preussischen Oberschlesien exportirt wird.

Obwohl die Pottasche- (Pflanzenlaugensatz) Erzeugung immer mehr durch die wohlfeilere ungarische Soda verdrängt wird, ist dieselbe noch immerhin stellenweise von einiger Bedeutung und geben 100 Cubikfuss Fichtenholz durchschnittlich bei 20 Pfund Asche und hieraus bei 2 Pfund Pottasche d. i. eine bröckelige Masse von weisser oder bläulicher Farbe mit laugenhaftem Geschmacke.

Gedacht sei hier der Harzung,¹³⁾ der Holztheergewinnung,¹⁴⁾ sowie der Feuer- und Zündschwamm-Erzeugung¹⁵⁾ als mehr oder minder bedeutender Nebennutzungen des Waldes.

¹³⁾ Zumeist die Föhre wird beharzt. Ein Stamm giebt jährlich aus der Kerbe etwas über der Erde an 6—10 Pfund Harz, woraus Terpentin-Oel und Colophonium erzeugt werden kann.

¹⁴⁾ Holztheer wird meistens an den Wurzelstöcken der Nadelhölzer, Tannen, Fichten, Krummholz in verschlossenen Gefässen oder Theeröfen durch eine Art trockener Destillation gewonnen.

¹⁵⁾ Es ist dies der zubereitete innere faserige Theil zweier Arten Schwämme, welche beide vorzüglich an den Stämmen der Rothbuchen, Eichen, Birken, Linden, Ulmen wachsen. Die Einsammlung geschieht im August und September, für den Handel wird er mit einer Beize zubereitet.

Der eigentliche Charakter der nördlichen Karpaten-Abdachungen und der Verzweigungen dieses Gebirgssystemes ist im Allgemeinen ein wildromantischer; dichte und ausgedehnte Waldungen wechseln mit kahlen Bergen, steilen Felsenwänden, herabstürzenden Gewässern und sonstigen überraschenden Naturschönheiten, die manchen Ortes durch industrielle Unternehmungen eine nutzbringende Verwerthung finden, und die im sandecer, stryjer, theilweise auch im samborer Kreise, wie ich die Gegenden nach alter Art bezeichnen will, den Hauptgenuss bieten, aber von dem grössten Theile der Bewohner Galiziens viel zu wenig gewürdigt werden.

In der nachfolgenden Schilderung der einzelnen Gebirgtheile und Berge werden die beachtenswerthen Stellen hervorgehoben. Erwähnt sei jedoch hier im Vorhinein, dass das Volk, welches die nördliche Karpaten-Abdachung bewohnt, den allgemeinen Namen der Karpaten nicht kennt, sondern nur den der kleinern Bestandtheile und einzelnen Berge, daher das Gebirge je nach den einzelnen Gegenden eigene (örtliche) Benennungen erhält, die dem Nichteingeborenen mitunter fremd sind, da sie selten in den wenigen Reisebeschreibungen, noch weniger auf den Landkarten ersichtlich sind.

Die Hauptkette der Karpaten zieht von dem schlesischen Jablunka-Passe unter dem Namen der Beskiden in einer östlichen Richtung bis zum Dunajec- und Poprad-Flusse, in einer mittleren Höhe von 3—4000 Fuss südlich zum Tatra-Gebirge streichend. Dieser Zweig wird oft die westlichen Karpaten genannt und seine Berge haben eine heuschoberähnliche Form, in der man höchst selten einen Bergriss oder eine schroffe Wand findet; die Seiten und Spitzen der Berge sind theils Hutweide, theils Wald.

Als bemerkenswerthe Punkte sind zu nennen:

Der Barania (Lämmerberg, eigentlich zwei verschiedene Berge; der grosse Barania 3816', der kleine 2079') weil er den grössten Theil des Sommers und Herbstes als Hutweide für die Schafzucht treibenden Bergbewohner dieser Gegend dient, ist nur mit dem nordöstlichen Abfalle hieher gehörig. Nach allgemeiner Annahme hat auf diesem Berge die Galizien nur theilweise begränzende Weichsel eine Hauptader des dortigen Handels, ihren Ursprung aus drei Quellen, doch ist diese irrig, indem sie genaueren Untersuchungen zufolge, aus der Vereinigung dreier Bäche: Biala, Czarna und Malinka am Fusse des Berges Czinkov im benachbarten Herzogthume Teschen entsteht. Dieser Fluss,

von den alten Slaven¹⁶⁾ biela rzeka (weisser Fluss) genannt, hatte einst und zu verschiedenen Zeiten verschiedenerlei Benennungen, wie: Vistula, Bisula, (Vandalus) Eridan, Albula, sie bildet kurz nach ihrer Entstehung einen sehenswerthen Wasserfall von 180 Fuss Höhe und von diesem 300 Klafter entfernt, treibt sein Wasser schon eine Mühle. Bei Krakau ist der Wasserspiegel der Weichsel noch immer 670 Fuss über der Meeresfläche der Ostsee erhoben, das Gefälle beträgt überhaupt vom Beginne bis zur Mündung nur 200 Klafter, daher der Lauf des Wassers sehr langsam.

Knapp bei dem eben genannten Berge nächst der Grenze liegt der Malinow, weniger wegen seiner Höhe, als einer in demselben befindlichen Höhle, der sogenannten Dziura wietrzna (Windloch) bemerkenswerth, welche ein 7 Fuss tiefes 5½ Fuss breites Felsenbecken in sich fasst, in welchem sich das von der Decke herabträufelnde Wasser sammelt.

Die Bystra (schroffe Höhe) schon auf galizischem Boden als Ursprungsort des Grenzflusses Biala nennenswerth, der seinen Namen von dem Schaume des stark über felsige Vorsprünge herabfallenden Wassers erhielt.

Kocierz 460 Klfr, (2247' nach Zeuschner, 2269 nach Kreil) Magórka, 478 Klfr, Jaworzyna 451 Klfr, Hrabacza 431 Klfr, Pochodzita 469 Klfr, Krzcina 534 Klfr, Skrzeczna 659 Klfr, Zabawa 433 Klfr, Hala racza 650 Klfr, Pilsko 810 Klfr, Romanka 720 Klfr, Mondralawa 601 Klfr, sind zumeist nur als Fundort offizineller Kräuter zu bemerken, worunter jedoch überhaupt keine in Oesterreich seltenen.

Die Babia Góra (Weiberberg, lateinisch Mons Vetula) 908 Klfr, nach dem Kataster, 5509 Fuss nach der Generalstabskarte Galiziens vom Jahre 1824, (nach Zeuschner 5393', nach Desjardins 5580', nach Kreil 5542'. Die Baumergionsgrenze für Nadelholz beträgt nach Zeuschner 4381', nach Kreil 4299' hoch) wurde von den alten Polen nur kurzweg Baba (die Grossmutter) genannt. In der mittlern Region nur mit Krummholz (Pinus mughus oder

¹⁶⁾ Die Geschichtsschreiber sind verschiedenerlei Meinung über den wahren Ursprung des Namens „Slaven“. Viele sagen wohl, derselbe wurde von dem Worte Slava (Ruhm) hergeleitet, doch ist die Erklärung Karamsins, Geschichte des russischen Reiches (Riga 1820) I. Band in der Anmerkung S. 226 viel begründeter, dass er von dem Worte Slovo (Zeitwort slovic) herstammt, denn die Slaven nannten sich selbst Sloviani (die Redenden), während ihre westlichen Nachbarn für sie Niemcy (die Stummen) waren, da sie ihre Sprache nicht verstanden. Auch jetzt heissen die Deutschen bei den Slaven Niemcy und selbst für die Magyaren sind sie néma (stumm) in dem Namen Német.

montana, pincembro, polnisch: kozodrzewie,¹⁷⁾ im Idiome der Góralen Krempulec genannt, aus welchem ungarische Charlatane eine Art Augensalbe „karpatischer Balsam“ bereiteten, dessen gesundheitsschädliche Wirkungen auf den Menschen jedoch von den Ärzten erkannt, sowie verboten wurde) bedeckt, ist ihre Spitze nur mit schwachem Grase und Moos bewachsen. Dieser Berg, oft schon im August mit Schnee bedeckt, dient den Gebirgsbewohnern in ihrer eigenthümlich poetisch ausgeschmückten Witterungskunde gleichsam als ein mächtiger Barometer, je nachdem dessen Spitze frei zu sehen oder mit Nebel bedeckt ist, (wenn sie „die Haube aufsetzt“ wie die Góralen zu sagen pflegen.

Von der Spitze der Babia Góra sieht man ohne Zuhilfenahme eines Glases mit freiem Auge das zwölf Meilen entfernte Krakau, südlich überblickt man das ganze Arvaer Komitat in Ungarn; auf derselben bezeichnen zwei Reihen kleiner Erdaufwürfe mit eingelegten Steinen die Grenze zwischen Galizien und Ungarn, wohin zu die Neigung ziemlich sanft ist, während der Berg im Norden steil abfällt.

Bemerkenswerth ist auf der Spitze des Berges eine Aufthürmung verschiedenen Gesteines und Gerölles mit einer vielfarbigen Moderpilzgattung (Byssus) bedeckt, welche man des Teufels Schloss (djabli zamczysko) nennt. Wir können nicht umhin, unsere bescheidene Meinung über muthmassliche Entstehung dieser Benennung, sowie Grund und Ursache hiezu, in Nachstehendem bekannt zu geben.

Es war schon in den ältesten Zeiten bei den meisten Völkern des Erdballes fast zur Gewohnheit geworden, die Berge als Sitze von Gottheiten zu betrachten, auch bei den Slaven finden wir hiefür Beispiele und ein solcher Berg scheint unter andern auch die Babia góra gewesen zu sein. Schon in der Urzeit unterschieden die Slaven ihre Götter in weisse und schwarze, dem Prinzip nach in gute und böse; als dann die christliche Religion bei ihnen Eingang fand, war es somit natürlich zu erklären, dass sie diejenigen Stellen, die früher schwarzen oder

¹⁷⁾ Die Meinungen über den Ursprung des polnischen kozodrzewie, zu deutsch: Ziegenholz, sind getheilt, doch verdient jene den Vorzug, welche behauptet, dass es von den ehemals hier zahlreichen Steinböcken (koziorozec) welchen die Rinde dieses Holzes besonders schmeckt und die mit Vorliebe in solchem Gehölze ihr Lager aufschlugen udgl. mehr, den Namen erhielt. Weniger stichhaltig scheint eine andere von Wodzicki aufgestellte Meinung, da sie das Wort orthographisch verändert; er sagt nämlich: das Holz sollte koszodrzewina (Korbholz) heissen, weil seine Zweige und Aestchen sich vorzüglich zum Korbflechten eignen, auch hiezu verwendet werden.

zürnenden Gottheiten gewidmet waren und die nicht durch irgend ein dem neuen siegenden Gotte geweihtes Zeichen ihrer vorigen Eigenschaft als Sitz des Bösen entkleidet wurden, mit allerhand finsternen Geistern und deren dienstbaren Wesen in ihren Phantasien bevölkerten, dabei aber besondere Stellen als zeitweiligen Aufenthalt des Satans betrachteten.

Dieser Glaube wurzelte desto fester bei diesem Naturvolke, als es stets geneigt war, ihm unerklärliche Erscheinungen, je nach der auf sie verursachten Wirkung, guten oder bösen Geistern zuzuschreiben und so kam es letztlich, dass der Volksglaube diesen freundlich dastehenden Berg, sowie andere Stellen des polnischen Vaterlandes, in die Geisterwelt einbezog, ihn sogar zu einem Versammlungsorte von Hexen und deren Buhlen erklärte, die ihre Zusammenkünfte auf dem vorhin erwähnten Platze, dem Teufelsschlosse, hielten.

Als von Gott ab- und dem Bösen zugefallen, wurden diese Hexen der Überlieferung nach, welche viel Ungereimtes auf unsere Tage brachte, Genossinnen des Satans und der mit ihm verbündeten finsternen Geister, verlegten sich auf Wettermachen, Saatverderben, dann Menschen- und Viehbereden, wurden aber allgemein gefürchtet, wie nicht minder die Wahrsager, eine Art Zauberer (czarnoksieznik), welche durch längere Zeit eine grössere Gewalt über das Landvolk hatten, als selbst der christliche Priester.

Selbst die Gelehrten Polens vor und während dem Mittelalter sahen sich aus Eitelkeit sehr gerne in einem mystischen Nimbus, weil er sie in eine Art Glorie stellte und für überirdisch inspirirte Wesen gelten liess, doch standen sie in dieser Beziehung den Deutschen bedeutend nach. Indessen strebten auch sie mit Gier nach dem unentdeckten Steine der Weisen, welcher unedle Metalle in Gold verwandeln, die geheimnissreichen Dunkel der Zukunft erhellen, Körper aus ihrer Asche wieder zusammensetzen, das Lebensalter des Menschen über Gebühr hinausrücken oder auch ein Heilmittel für alle Krankheiten sein sollte.

Twardowski, der polnische Doctor Faust, dient uns besonders als ein Beispiel eines arg verschrieenen Zauberers, doch trieb er das ihm zugeschriebene Unwesen nicht hier, sondern einer Sage zufolge in einer Grotte des Berges Sikornik, welcher jetzt unter dem Namen Bronislawa-Höhe bei Krakau bekannt ist.

Hexerei, Geisterbeschwörung und Erscheinungen genossen von jeher Achtung, welche für die ungebildete Klasse der Menschen desto höher war, je unbegreiflicher ihnen selbe erschienen.

Der Aberglaube hatte sich letztlich so allgemein verbreitet, dass auch Denker, sich hievon ganz loszumachen, nicht im Stande waren; um wie viel mehr hielten demnach die Landleute hierauf, welche mit schwachen religiösen Begriffen aufgewachsen, daher eigentlicher christlicher Grundsätze ermangelnd, noch jetzt derlei Phantasiegebilde, welche bei ihren heimischen Herd aufschlugen, sorgsam pflegen.

Polen war von jeher der Boden, auf dem sich Freiheit der Gedanken mit jener des Willens vereinte oder doch zu vereinen pflegte, bot demnach Andersgläubigen, trotz Intoleranz katholischer Priester, gastlichen Aufenthalt, kultivirte auch das von den Ahnen Hergebrachte, ob nun gut oder nicht gut, mit kindlicher Pietät und behielt diesemnach auch Manches indirect aus der alten Heidenzeit mit christlichem Anstriche, bis auf unsere Tage. Warscheinlich stammt die in polnischen Landen sehr oft vorkommende Bezeichnung: Teufelsschloss, Teufelstein, Teufelsberg u. dgl. daher, dass die ersten Verkünder des Evangeliums bei ihrer Mission den Dualismus der bisher volksthümlichen Religion, — wenn man die Mythe so nennen darf, — benützend, jene Stellen, die der schwarzen oder bösen Gottheit geweiht waren, als Aufenthalt des Teufels, den Inbegriff alles Bösen, bezeichneten, welche Ausdrucksweise sich bis in die Gegenwart erhielt.

Die Meinung des Franzosen Duclos in seinem: *Essai sur l'histoire litteraire de Pologne* S. 499, als wäre die Babia Góra ein erloschener Vulkan, gehört zu den vielen grundlosen Plaudereien, die in französischen Reisewerken, oft zum wahrhaften Ergötzen des kundigen Lesers vorkommen. So las ich einst vor Jahren in einem änlichen Buche, dass die Huculen bei ihren Reisen pferdeähnliche Thiere benützen, die man „koniki“¹⁸⁾ (sic!) nennet; doch liegt solchen Lächerlichkeiten lediglich Sprachunkentniss des Volkes zu Grunde. — Schnee und Eis erhält sich auf der Spitze des Berges nur bei den Gesteinen und Felsbrüchen das ganze Jahr hindurch.

Am Fusse der Babia Góra liegt der Marktfecken Makow mit dem Baron Rothschild'schen Eisenwerke, welches sein Brenn-Materiale aus dem dichten Forste bezieht, welcher den Berg in seiner niedern Region bedeckt.

Ein gleich hohes Interesse für den Naturforscher, den Geschichts- und Sagenfreund, bietet fast in der ganzen Karpaten-

¹⁸⁾ Konik ist das Diminutivum von Kón, das Pferd, bedeutet somit das Pferdchen oder kleines Pferd.

kette Galiziens das zwischen Szczawnica und Kroscienko liegende Pieninen-Gebirge, als einer der östlichen Ansläufer der Beskiden.

Die Pieninen bilden den mittlern Theil jenes keineswegs kleinen Klippenkalkzuges, der sich von Rogoznik beginnend, anfangs in einzelnen isolirten, theils aus der Neumarkter Diluvial Ebene, theils aus dem untern Karpatensandsteine hervorragenden Kuppen über Maruszyna, Szaflari, Gronkow (Galizien), Krompach, Falsztyn Nedec (Ungarn) dann aber in zusammenhängenden über Czorsztyn, zwischen Kroscienko und Rothkloster, ferner zwischen Szczawnica, Jaworki und Bialawoda einerseits, Lechnitz, Haligócz, Lipnik und Folyvark weiter in südöstlicher Richtung fortsetzt; er wird zweimal zwischen Czorsztyn und Nedec (Dunavec) zwischen Rothkloster und Szczawnica vom Dunajecflusse durchbrochen und dieser isolirte Theil wird insbesondere „die Pieninen“ genant, deren höchster Punkt, der Penin-Berg, sich auf 3112 Fuss erhebt.

In einer ungefähren Kammhöhe von 2000 Fuss über dem Meeresspiegel erhaben, verdankt dieser Gebirgszug seinen Namen dem polnischen Worte: „Pién“, welches die Deutung senkrechter Steilheit in sich fasst, da dieser Gebirgsflügel sich durch besondere Schroffheit vor allen andern auszeichnet. Die Parthien am Fusse dieser nackt und senkrecht, wie gemeisselt, gigantisch gegen Himmel strebenden Felswände werden von den schäumend dahinbrausenden Fluthen des Dunajec bespült, der die Doppelkette derselben in einem engen schauerlichen Thalgrunde, theils mit mächtig rauschenden Tosen durchströmt, theils auch an den tieferen Stellen seines Beetes würdevoll ruhig durchfließt.

Geologisch ist dieser unausgedehnte Kalkzug einer nähern Betrachtung würdig. Liasische Fleckenmergel finden sich bei Maruszyna, ihnen folgen: der eigentliche Klippenkalk, der rothe amonitenführende, der petrefaktenreiche Diphyakalk bei Czorsztyn, ein rother Crinoidenkalk, der graue, dünngeschichtete Aptychenkalk und der rothe hornsteinführende Kalk. Diese Schichten werden längs ihrer ganzen Erstreckung, namentlich auf der Südseite von Rogoznik bis Rothkloster von rothen und grauen Schiefern umsäumt, die den Neocomien angehören.

Es muss unstreitig eine der gewaltigsten Erdrevolutionen in der Urzeit dieses Gestein getrennt und durch diese Klüftung dem Flusse seinen gegenwärtigen Lauf angewiesen haben, da Alles darauf hindeutet, dass dieses Gebirge einst im grauesten Alterthume, wo der Mensch noch nicht seine Herrschaft übte, ein vereinigt Ganzes gebildet haben muss. Die Schichtenstel-

lung, wohl gleichförmig, ist vielfach gestört, auf der Nordseite herrscht das nördliche, auf der südlichen das südliche Verfläichen vor, obzwar ebenso zahlreiche Wechsel zu beobachten sind, so dass eine sehr gestörte Hebung stattgefunden haben musste.

Zu beiden Seiten, im Süden wie im Norden, lehnen sich diesem Kalkzuge regelmässig die tiefsten Schichten des Karpatsandsteines ab, so dass sie zwischen den einzelnen Kuppen durchgreifen und selbst auf den Höhen überall zu finden sind.

Der Genuss, den dieses wahrhaft grossartige Naturereigniss darbietet, welches so riesige Steinmassen geklüftet hat, wie er sich hier dem Auge des Wanderers kundgiebt, ist grossartig erhaben.

Der höchste Gipfel dieses Felsengebirges (2957 Fuss nach Schedius) bereitet dem forschungslustigen Wanderer eine entzückende Fernsicht und lohnt ihm reichlich die Mühe, mit der er mancherlei Beschwerden der Ersteigung ertrug. Dieser Felsgipfel endet in zwei zackigen Spitzen, deren die eine gegen Ungarn den Namen: Mons coronae (Kronenberg) führt und deren sich schroff gegen Ungarnsenkende Felswand geschichtlich unter dem Namen: Lapis refugii (des Schutzsteines), wegen des Schirmes den sie zur Mongolenzeit unter der Regierung Béla IV. einer Masse geflüchteter Menschen gewährte. Die andern der beiden Felszacken nennt man Ursache dessen, dass hier einst Falken genistet haben sollen, Sokolowa Góra (Falkenberg).

Ein einziger schmaler Weg führt uns sodann zu den tiefer im Gebirge liegenden Trümmern des Schlosses der heiligen Kunegunde, Gemahlin Boleslaw des Schamhaften von Polen, einer übereinander geworfenen Felsengruppirung gleichend, einst in jener grauen Zeit des ersten Tataren- (sogenannten Mongolen-) Einfalles eine imposante Burg auf einem schroffen, in der Tiefe vom grünen Wasser des stark eingeeengten Dunajecflusses bespülten Felsen, die weit entfernt von allen menschlichen Wohnungen, um so leichter dem feindlichen Späherauge entgehen konnte, als dichter, undurchdringlicher Forst und Mangel eines gekennzeichneten Weges zu diesem Adlerforste diesem Vorhaben energisch hindernd entgegentraten.

Dieses Schloss führte in verschiedenen Zeiten die Namen Pinning, Pionin, Pienin, Penin und rettete zweimal die heilige Fürstin vor Tod oder Gefangenschaft.

Bei ihren Lebzeiten erschien nämlich im Osten Europas eine schwere Gewitterwolke in der Gestalt eines tatarischen Volkes, welches düster, schweigsam, stumpf, zu blindem Gehorsam

geschaffen, unter dem Befehle eines kühnen Mannes leicht für grosse Zwecke zu verwenden war. Dieses Volk, in Deutschland unter dem Namen Mongolen bekannt, ergoss sich seit den Jahren 1239—1240 aus Asiens unermesslichen Steppen in einer grösseren Menge, einer zweiten Völkerwanderung gleich, in die kleinen russischen Fürstenthümer, aus denen jener Zeit das kolossale Czarenthum der Gegenwart bestand, wohin diese Scheusale der Menschheit auf ihrem Zuge aus der Heimath am Baikal und Kerutan kamen und ihre sich stets vergrössernden Horden verwüsteten Moskau, Wladimir, Kiew, so dass ganz Russland geknechtet zu ihren Füßen lag.

Ein Theil der bluttriefenden Horden rückte hierauf nach Ungarn, während ein anderer unter Pajdar gegen Polen zog, bei Chelmek das polnische Heer bis zur Vernichtung schlug, und nachdem Polens Monarch Boleslaw der Schamhafte mit seiner Gemahlin der heiligen Kunegunde in das einsame Felsenschloss Pinning geflüchtet waren, wurde auch Krakau, Polens Hauptstadt, am 14. Feber 1241 ein Raub der Flammen.

Von diesem einst festen Schlosse liess der Alles zernagende Zahn der Zeit, nicht minder die Habsucht gemeiner Menschen und Ignoranten historischer Erinnerungen nur noch die klafterdicken Grundmauern eines Thurmes, sowie die in Schutt zerfallenen Spuren eines Thorpfeilers, als Denkmal der traurigen Erinnerung an jene grauenerregende Epoche stehen, wo St. Kunegunde von der vandalischen Wuth der Tataren gedrängt, sich in dieser düstern Waldeseinsamkeit die genannte Nothburg als Zufluchtsort erbaute und hier bis zum Abzuge der verthierten Gäste Schutz und Sicherheit fand.

Zur Zeit eines zweiten Tataren-Einfalles in Polen während der Regierung Leszko des Schwarzen im Jahre 1259 flüchtete sich die mittlerweile Aebtissin des Klosters Sancta Clara in Alt Sandec gewordene heilige Kunegunde und 70 Ordensschwwestern neuerdings in diese unwegsame Felsengegend. Damals wäre es jedoch den Tataren fast geglückt, den Aufenthaltsort der heiligen Frau zu entdecken, doch ein dichter Nebel benahm ihnen alle Aussicht in dem Grade, dass dieselben froh waren, dem Felsenlabyrinth des Dunajec entlang zu entkommen.

Die Unzugänglichkeit der zur Burg führenden Berge erzeugte in den erhitzten Phantasien der Gebirgsbewohner die Legende, wonach Engel diese Burg für die Gottgeweihte erbaut hätten, und mit sichtlichem Vergnügen erzählt der Hirt in seinen Bergen in schlichten Worten von jener Zeit, wo die Heilige

segenspendend unter dem Gebirgsvolke zum Heile desselben weilte.

Um das Grossartige der ganzen Kettenschlucht in den Pie-ninen nach ihrer vollen Ausdehnung würdigen zu können, ist es am gerathensten, vom rothen Kloster in Ungarn mittelst eines Kahnes die Fahrt auf dem Dunajec bis zum Gesundbrunnen Szczawnica¹⁹⁾ zu unternehmen, wo man durch den steten Wechsel des Sehenswerthen in einem hohen Grade überrascht wird.

Wie vorhin bereits erwähnt, streichen die Beskiden durch das Arvaer Komitat südwärts zum Tatra-Gebirge, der Gruppe der Central-Karpaten, in welchem dieselbe ihren Culminationspunkt erreichen. Das unter diesem Namen bekannte Gebirge steigt unmittelbar aus der Ebene in der zipser Gespanschaft und der sagenreichen südlichen Gegend des ehemaligen sandecer Kreises in Galizien zu jener colossalen Höhe eines Hochgebirges von durchschnittlich 6—7000 W. F. hinan, die durch ihre majestätische Pracht in Erstaunen setzt, ist aber eigentlich eine Kette von mehr als 30 Bergen mit besonderen Benennungen, die sich auch theilweise in das Liptóer Komitat in Ungarn erstreckt, von den sogenannten liptóer Alpen jedoch unterschieden ist, und deren Ausdehnung gegen acht Meilen betragen dürfte.

Nach Jungmann stammt das Wort Tatra aus dem Sanskrit und bedeutet „weisse Berge“, wäre sonach mit Mont blanc oder nach Humboldt mit Chimborazo gleichbedeutend. Polnische Schriftsteller wollen diesen Namen von dem Anpralle der Tataren im XIII. Jahrhunderte herleiten; in wie weit diese Recht oder Unrecht haben, wäre eine interessante Untersuchung, die übrigens feststellen dürfte, dass der Name älter hergebracht sei, als das erwähnte welthistorische Ereigniss, doch ist es geschichtlich erwiesen, dass eine Tataren-Schaar von Telebughas Horde von 1259 auf 1260 auf einem Zuge gegen Ungarn begriffen, in diese felsig waldige Quellengegend des Dunajec gelangte und nachdem sie einige der gewohnten Gräuelthaten verübt hatte, in dem Felsenthale von Koscielisko (der Legende nach durch die heiligen Brüder Gervasius und Protasius) aufs Haupt geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde. An jene Schreckenszeit erinnern noch manche mündliche Überlieferungen des Sagenreiches über einige Ortsnamen der Tatra-Gegenden.

¹⁹⁾ Der Name Szczawnica enthält in sich die Deutung eines Sauerlings von szczaw oder szczawnik (Sauerampfer); sein Wasser aus den Quellen Josephine und Magdalena ist ein jodhaltig alkalischer dem Mineralwasser von Selters ähnlicher Sauerling, von welchem jährlich über 100,000 Flaschen versendet werden, jedenfalls das günstigste Zeugniß für seine Beliebtheit.

So erhielt angeblich: Koscielisko davon seinen Namen, dass die siegenden Polen die Gebeine der gefallenen Tataren unbeerdigt unter freiem Himmel liessen, weshalb die weissgebleichten Gebeine (Knochen dieser Feinde der Menschheit) den Platz weit und breit bedeckten, wo gegenwärtig das erwähnte Dorf erbaut steht, daher eine Knochenstätte (Koscielisko) bildeten; Ludzmierz (Leutemesser) war ein Schauplatz tatarischer Grausamkeit, indem diese Unholde in dem da jener Zeit gestandenen Orte allen Bewohnern die Köpfe abschnitten und dieselben in ungebundenem Übermuthe in grossen Kübeln gleich den Rüben massen; Zakopany (von zakopać sie—sich verschanzen), weil sich hier ein Theil der jener Niederlage entflohenen Tataren mit einem Erdwalle umgab, um sich hiedurch die Vertheidigung zu erleichtern; Chocholow, wo dann ein Theil derselben nach ihrer Bezwingung bemüssigt wurde, sich friedlich niederzulassen, von Chochol (einem Haarschopfe) der den Tataren als Kopfszierde eigen war; Kranszów (Ohrenschnitt) soll der Überlieferung nach deshalb diesen Namen führen, weil die Tataren den getödteten, wohl auch lebenden Einwohnern, die Ohren abschnitten, um sie der im Oriente üblichen Sitte gemäss als Trophäen mitzunehmen, und dgl.

Der Formation nach ist Kalkstein die Hauptmasse des Tatra-Gebirges, der, wie es im Norden die tiefeingeschnittenen Querthäler von Koscieliskod an Chocholow zeigen, in einer Mächtigkeit von beiläufig 4—5000 Fuss im östlichen Theile desselben mehr, wie in westlicher Richtung entwickelt ist und in einiger Verbindung mit den Granitlagern steht, auf denen er gleichförmig aufruht.

Im nördlichen Abhange der Tatra bestehen die meisten Berge zumeist aus Abarten des Liaskalkes, wie Professor Dr. Zeuschner²⁰⁾ im XXI. Bande des Jahrbuches der Krakauer Gelehr-

²⁰⁾ Dr. Ludwig Zeuschner, früher Professor der Mineralogie an der krakauer Hochschule, seit Jahren in Warschau lebend, machte sich um die geologische Beschreibung vieler Punkte und Gegenden in Galizien sehr verdient, die er in verschiedenerlei Berichten gelehrter Vereine, theils auch in periodischen Sammelchriften veröffentlichte, so in Leonhards Jahrbuch für Mineralogie, in Haidingers naturwissenschaftlichen Abhandlungen, in der Biblioteka warszawska, Karstens Archiv für Mineralogie und Geognosie, Bulletin de la societe imperiale des naturalistes de Moscon, Rocznik towarz: naukowego krakows, usw. Von ihm rühren Beschreibungen der Babia góra, Czorsztyn, Wieliczka, Szlachtowa, Olesko, Podhorce, Inwald, der Tatra, der krakauer Jura- und Muschelkalke, so wie vieler anderer Localitäten. Nebstdem gab er noch geologische, mineralogische Schriften selbstständig heraus, er hat sich dadurch um die geognostische Erforschung des Vaterlandes sehr verdient gemacht. Leider brachten uns die Zeitungen während des Druckes die traurige Nachricht von seiner Ermordung.

ten-Gesellschaft dies gründlich darthut. Doch ist der Kalk verschiedenfarbig, und bemerkenswerth ist, dass der schwärzlich graue, thonige sich in dicke Schichten von 30—40 Fuss Mächtigkeit sondert, schieferig, und kohlenstoffhaltig ist; der rothe vom dunkelrothen Colorit ins rosenrothe übergeht, auch ist er geflammt mit grauen oder blauen Flecken, was grösstentheils in den zipser Gegenden zu Tage tritt. Meistentheils durchkreuzen den Kalkstein Adern von weissem, grobkörnigem Kalkspath, und sind an denselben schwache Eisentheile gebunden.

Auch findet man in demselben röthlichen, oder bläulich-grauen halbkrySTALLINISCHEN Kalkstein, sowie grauen Schiefermergel, der bis 50% Thon enthält und leicht in eine ziemlich feste Erde verwittert. Der letztere zieht in Schichten von verschiedener Mächtigkeit, ist theilweise rothfarbig, bald mit bläulichen, bald mit grünen Flecken versehen, welche erstere von Eisenoxyd, die andern jedoch von Eisenoxydul herrühren.

Der Anblick der nördlichen Seite des Tatra-Gebirges, obwohl nicht alle interessanten Theile desselben enthaltend, reizt durch seine Majestät eines Hochgebirges schon in der Ferne von 18 Meilen das Auge des Naturfreundes zur nähern Besichtigung. Hoch über das zu beiden Seiten liegende Mittelgebirge hinausragend, macht dieser Theil der Karpaten des Wanderers Blick zweifelnd, ob er die weissblauen Massen für Wolken halten soll, doch später gewähren ihm diese reichen Stoff zum Naturgenusse. Der Fuss derselben mit Wald, die mittlere Region mit Krummholz bedeckt, sind seine Spitzen kahl und ohne Leben, doch erreicht die Tatra und mithin die Karpaten ihre höchste Kuppe in der Lomnitzer-Spitze²¹⁾ 8300' hoch auf ungarischem Boden.

Obwohl die Kalkberge hier gewöhnlich abgerundete, Heuschaber ähnliche Kuppen bilden, findet man im hohen Gebirge

²¹⁾ Nicht uninteressant dürfte es wohl Manchem sein, die Namen Derjenigen zu erfahren, die aus wissenschaftlichem Triebe diese Spitze erstiegen, die, obwohl sie sich mit den höchsten Spitzen der Alpen nicht zu messen vermag, dennoch im Verhältnisse sehr wenig erstiegen wurde. Die älteste bekannte Ersteigung geschah im Juni 1613 durch einen Zipser Namens Johann Fröhlich; 27 Jahre später, im Juni 1640 befolgte dessen Beispiel Siedmiogrodzki, zubenannt Dec anus (polnisch: Prostaczek) Studierender der krakauer Hochschule; 1793 war es der Engländer Robert Townson, der die Spitze erstieg; den 22. August 1805 stellte da Stanislaus Staszyc physikalische Untersuchungen an, die er in seinem Werke: „O ziemiorodztwie gór dawnej Sarmacyi a pozniej Polski“ Warschau 1805 veröffentlichte; 1813 erstieg sie der Schwede Georg Wahlenberg als Botaniker und letztlich den 24. August 1823 Karl Soczynski, welcher Behufs entomologischer Ausbeute diese Höhe besuchte. Viel öfter wurde dieser Berg lediglich aus Neugierde Gegenstand der Ersteigung.

einzelne Spitze und mächtig scharfe Rücken, von den Einwohnern der anliegenden Ortschaften Szczoty genannt, die durch furchtbare Abgründe getrennt sind, mitunter felsige Wände bilden. Überhaupt zeigt hier der Kalkstein viel Neigung zur Felsenbildung.

Wie natürlich, wollen wir nur die nördliche oder galizische Seite der Tatra betrachten, u. diese weist uns einige seltene Schönheiten, deren Besichtigung jedem Freunde der Natur einen bleibenden Eindruck zurücklässt. Gleichsam am Fusse derselben liegt das Felsenthal von Koscielisko, nach dem gleichnamigen Dorfe benannt, welches im niedrigen Theile, wo der Ort liegt, nicht über 150 Klafter breit ist, weiter aufwärts aber sich viel enger schliesst, es zieht sich zwischen drohenden Felsen von beinahe senkrechter Aufsteigung nach Südwesten, ungefähr eine Stunde gebirgseinzwärts, dadurch eine höchst interessante Perspective bietend. Am nördlichen Anfange des Thales ragt ein kahles Felsengebirge empor, welches mit dem Hauptgebirge verkettet ist. Auf beiden Seiten des Einganges erheben sich etwa zwanzig Klafter hohe Felsen, welche sich von einer zwölf Klafter weiten Entfernung bis auf ungefähr 10 Klafter bogenförmig gegen einander neigen und solchermassen ein natürliches Felsenthor bilden, durch welches der Dunajec-Fluss seinen Lauf nimmt.

Von dem genannten Dorfe östlich eine Meile am Fusse einer südöstlich hinziehenden Felsenkette — Galatówka genannt — sprudelt eine Quelle hervor, welche dem weissen Dunajec seinen Ursprung giebt, die andere Entstehungsquelle ist weiter westlich, nächst der ungarischen Grenze in einer sumpfigen Moorstrecke „Bory“ genannt zu suchen und heisst der schwarze Dunajec; beide dieser Flüsse (bialy und czarny Dunajec) vereinigen sich bei Neumarkt (Nowy targ) zu einem. Jener entteilt unter der kahlen Felsenwand, förmlich froh der Einkerkierung entronnen zu sein, verstärkt sich durch das aus dem Gebirge herabfliessende Schneewasser dergestalt, dass er nicht weit von seinem Ursprungsorte schon ein mehrere Klafter breites Beet einnimmt. Die Höhle, welcher er unter der ungeheuren Gebirgslast entfliesst, wäre geräumig genug, dass man versucht wäre hineinzukriechen, wenn es nicht das eisigkalte, tiefe und äusserst reissende, mit ausserordentlicher Schnelligkeit dahinfließende Wasser verhindern würde. Dieses Gewässer äussert sich, kaum an das Tageslicht getreten, durch seine Wildheit, als ein misstrauenerregendes; mit der furchtbaren Schnelle eines Lavastromes stürzt es sich 20 Klafter tief über Felsenvorsprünge, Steinmassen und mächtiges Gerölle, doch hier erkennt es des Menschen Meisterhand, die

seine Ungebundenheit mässigte um durch seine Mithilfe in den Hüttenwerken zu Zakopany das dem menschlichen Geschlechte nothwendigste Metall, das Eisen zu erzeugen. In der Nähe ist der czerwony wyrch (rother First) eine von dem Gesteine sogenannte Höhe mit einer auf seiner Kuppe befindlichen beachtenswerthen Erdeinsenkung, bei der man das Geräusch herabfliessenden Gewässers deutlich vernehmen kann.

Auf diesem Vereinigungspunkte von so manchem Naturwunder, bei deren Anblicke der menschliche Geist im Natursohne in Staunen, Bewunderung und tiefes Nachdenken versinkt, brechen überhaupt aus dem erwähnten Kalke die reichhaltigsten Quellen mit Macht hervor, die theilweise in namenlose Gebirgstorrenten abfliessen und durch die Art Ihres Ursprunges die Gewässer zweien Meeren, nämlich dem Dunajec und Popperfluss mittelst der Weichsel der Ostsee, und durch die in die Waag mündenden Gebirgsbäche dem schwarzen Meere mittelbar zuführen.

Ausser diesen fliessenden Gewässern, deren wir mitunter bereits Erwähnung gemacht haben, befinden sich auf jenen riesigen Kalksteinmassen einige Seen, die als perpetuelle Cisternen für die Bewässerung der unter diesem Gebirge gelegenen Gegenden zu betrachten sind.

Diese Hochgebirgsseen²²⁾ (polnisch : jezior, slovakisch : plesso) deren man, abgerechnet die kleinen tümpelartigen Wasseransammlungen, bei 25 zählt, bilden durch die ihnen eigene, vorherrschend grüne Farbe eine eigenthümliche Erscheinung, doch wechselt diese nach der Farbe des ablösbaren Gesteines, welches seine Wasser bespülen. Sie speisen die Bäche selbst in dem trockensten Hochsommer, verhüten dabei aber auch bei anhaltendem Regen oder bei plötzlichen Schneeaufthauungen im Frühjahre die Überfluthungen und werden blos von den Schneemassen sowie Gewitterregen gefüllt.

Das Volk hält diese Seen als in inniger Verbindung mit dem Meere, nennt sie desshalb Meeraugen und will zum Überflusse bei ihnen auch Ebbe und Fluth beobachtet haben. Doch ist die Tiefe nach gemachten Messungen fast unergründlich zu nennen, hat der Volksglaube in so weit ferner nicht ganz eine falsche Ansicht, indem das Wasser dieser sogenannten Seen im

²²⁾ Meine Abhandlung: „Hydrographische Skizze der hohen Tatra“ S. 49—60. Bericht der wetterauischen Gesellschaft für gesammte Naturkunde zu Hanan 1868, sowie in der illustrierten Zeitschrift „Die Biene“ unter dem Titel: „Die Hochgebirgsseen in der Tatra“ 1869 Nr. 5 S. 35 ff.

Zustande fortdauernder Bewegung sein muss, als dasselbe in den meisten der Seen Geniessbarkeit, erhalten hat, doch lässt die eisige Kälte desselben keinen Geschmack hervortreten.

Würde das Wasser stagniren, dürfte dasselbe trotz frischerer Luft dennoch einer Verderbniss anheimfallen, nämlich in so ferne als es genusswidrig würde; es findet demnach allerdings und auf jeden Fall eine Strömung statt und diese muss nach abwärts gehen, wodurch unsere frühere Benennung dieser Seen als Cisternen für die reichhaltigste Bewässerung des unterliegenden Landes gerechtfertigt erscheint, wenn wir auch nicht bestreiten können, dass die Frischerhaltung dieser nicht fliessenden, sondern anscheinend stehenden Gewässer durch die innern Bewegungen und den Wellenschlag vermittelt werden kann, demnach auf heftigerer oder schwächerer Strömung der Luft basirt, können wir uns die seltene Erscheinung von Seen in diesem Hochgebirgscharakter dahin erklären, dass das Schneewasser durch viele hunderte von Jahren den unterliegenden Kalk ausspülte und in den festen Granit — wie auch rothen Sandsteinmassen unbestimmten Alters, also innerhalb gewisser Grenzen gehalten, das angesammelte Wasser wie in einem Kessel diese sogenannten Seen bildete, welches durch fortgesetzte Ausspülung und Durchsickerung dieselben immer mehr vertieft, so glauben wir die Beschaffenheit der Wasserfärbung dem Einflusse der Luftbildungen, wie nicht minder zum Theile dem hier stark vertretenen Eisenoxydul, sowie der Beschaffenheit des Bodens zuschreiben zu dürfen, da die Bewegungskraft der durch die Luftzüge bedingten Wasserströmungen fremdartige Bestandtheile in grösserer oder geringerer Menge fortreisst und in sich aufnimmt, daher das Wasser dieser Seen selbst als das Organ betrachtet werden kann, welchem die abweichenden Färbungen dieser Seegewässer zuzuschreiben sind.

Wir wollen diese Seen, die der Gebirgswanderer auf der Tatra, bald in einer höhern, bald niedrigeren Lage über dem Spiegel der Ostsee, oft zwischen den schauerlichsten Felsenklüften antrifft, einer kleinen Beschreibung unterziehen, da dieselben um so mehr verdienen auch in weitem Kreise näher bekannt zu sein, als der emsige Naturforscher diese Erscheinung in Europa in solcher Ausdehnung und Zahl nur hier findet.

Eine der bemerkenswerthesten Naturschönheiten auf der Nordseite der Tatra findet der forschungslustige Wanderer auf einer Höhe von 4200 W. F. in dem unter dem Namen des Meer-
auges (morskie oko) bekannten Gebirgssee. Das Meerauge auch

wegen seiner unzähligen Menge Forellen (*salmo salvetmus*, *alpinus*) der „polnische Fisch-See“ genannt, hat nach genauen Berechnungen eine Länge von 1600 W. F. eine Breite von 500 und im Südosten die grösste bekannte Tiefe von 193 W. F.; der Umfang des ganzen Sees wäre 4100 W. F. doch um ihn umgehen zu können, benöthigt man wegen der ihn umgebenden Felsen, Riffe und Stürze volle zwei Stunden. Seine Form ist eine Ellipse, das Wasser hellgrün, durchsichtig, mit einem glatten Spiegel, ist ungemein rein, so dass man in einer Tiefe von 8—10 Fuss noch sehr deutlich die herumschwimmenden Fische sieht. Nach gemachten Untersuchungen ist die Temperatur des Wassers stets um 10—12 Grade kälter als die Luft. Im Süden desselben erheben sich knapp am Wasserspiegel 2—3000 Fuss hohe, fast lothrechte Wände (*szczoty*), an denen einzelne Stellen noch im Monate August eine leichte Eisdecke aufweisen.

Der sichtbare Abfluss des „polnischen Fisch-See“ ist das Flüsschen Biala (*Bialka*), welches als echtes noch im Gebirge seinen Lauf endendes Gebirgswasser ein äusserst breites steiniges Beet besitzt, eine beträchtliche Strecke die Grenze zwischen dem sandecer Kreise Galiciens und dem zipser Komitate Ungarns bildet, sich bei Mamow (Galizien) in den Dunajec ergiesst, der muthmasslich seine Gewässer aus demselben Behälter, jedoch unterirdisch beziehen mag.

Nächst der Spitze des kleinen Kryvan (6500 W. F.) im Liptóer Komitate liegt der rothe See, so genannt von der Bodenformation, einem rothen Kalksteine mit Eisenoxyd-Knollen und Amoniten, der auf rothem Sandsteine gelagert ist, hat höchstens 19 Klafter Umfang mit einer bedeutenden Tiefe.

Nur einige Klafter südlich des eben genannten, unterhalb der Bergspitze des Ostroi, liegt der grüne See mit einem etwas über 200 Klafter messenden Umfange und einer dem Meerwasser nicht unähnlichen Farbe. Seine sichtbaren Abflüsse, für gewöhnlich schwache Gebirgsbäche, führen ihre Wasser dem bei Guta unfern Komorn in die Donau mündenden Waagflusse zu, der hier in der obern Gegend die weisse Waag genannt wird, sich mit der schwarzen bei Vichodna vereint und die irrige Annahme wach gerufen hat, dass der Waagfluss diesem See seine Entstehung verdanke.

Oberhalb dieses fast in gleicher Höhe mit dem rothen liegt der ungarische schwarze See. Seine Form ist elliptisch, seinen Spiegel umgränzen ungeheure schwärzlich graue Kalkfelsenmassen; durch seine Lage bedingt wird er von den Sonnenstrahlen

kaum berührt, was viel zu seiner dunkeln Färbung und der Finsterniss in seinem Tiefgrunde beiträgt.

Der Popper See, von den Slovaken Rybie plesso d. i. Fisch-See genannt, liegt auf der 7900 W. F. hohen Wissoka-Spitze, erfreut sich einer unendlicher Tiefe, da man mit einem 300 Fuss langen Loth noch nicht den Grund erreichen konnte, und es ist anzunehmen, dass er bei einem Umfange von 400 Schritten der tiefste aller Karpatenseen ist. In ihm ist die Forellen-Gattung *Salmo muränulla* zu Hause, die in die hellen Kiesbäche übergeht, welche den Ursprung des Popper oder Poprad-Flusses bilden, dass, wenn dieser See anschwillt, es in diesem Flusse, der durch zahlreiche Zuflüsse aus dem Gebirge der Zips derart anwächst, um bei dem Städtchen Kniesen (Gnesen, Gniezda) 5 Meilen vom Ursprungsorte entfernt, schiffbar zu werden, viele Forellen gibt.

Erwähnenswerth ist das Zipser Meerauge, auch der grüne See genannt, in Form eines Halbkreises von riesigen Felsenaufthürmungen umgeben, äusserst romantisch gelegen. Er ist weniger wegen besonderer Grösse und Tiefe auffällig, als wegen seiner Lage unter der sogenannten Kupferbank, die einen sehr schwachen Kupfergang in Granit darstellt, der zu den Zeiten des Königs Mathias (Corvinus) von Ungarn als Goldlager bezeichnet, viele Schatzgräber anlockte, die ihr Glück versuchen wollten, da jedoch ihre Erwartungen nicht in Erfüllung gehen wollten, bald wieder in alle Gegenden der Windrose verschwanden. Bemerkenswerth ist nicht minder der starke Erguss i. J. 1662 dieses sogenannten Meerauges, so dass die Ueberschwemmung die schrecklichste in den subkarpatischen Gegenden bis zu dem 7 Meilen entfernten Kesmark verursachte, wie uns dies eine alte Chronik berichtet.

Beim Durlberg, nördlich von dem Städtchen Durand (Twarozna) einer der höchsten Spitzen einer denselben umschliessenden Gebirgsmasse, finden wir den weissen See, von seiner milchigen Färbung so benannt, in welchem sich eine Gattung Forellen vorfindet, die nicht nur sehr mager, sondern auch sehr unschmackhaft sind.

An einer beständigen Schattenseite der Gerlsdorfer Höhe (8062') liegt der gefrorene See, der den Sommer über mit einer dünnen Eiskruste überdeckt ist, woher er auch den Namen erhielt.

Unweit des weissen See's ist der neue See von äusserst geringem Umfange, gleichsam erst in der Entstehung begriffen, dann an der nordöstlichen Seite der Lomnitzer Spitze der Steinbock- (in der Zipser Sprechart — Steinbach-) See, der eine

länglich gezogene Form bei einer Breite von 200 F. und einer Länge von 1000 Fuss hat. Aus der Mitte seines Wasserspiegels erhebt sich ein ungeheurer Fels, auf dem man mehrere Namen verzeichnet bemerkt, welche diejenigen hier geätzt oder eingehauen haben, welche der Vorwitz schwimmend dahin geführt hat, um ihre Namen der Nachwelt zu überliefern.

Der Name dieses Gewässers ist die einzige sichtbare Erinnerung an den hier im Tatra-Gebirge lebenden Steinbock²³⁾ (*Capra Ibea*) eine der schönsten, stattlichsten Arten der wilden Ziegen, welche durch rücksichtslose Selbstsucht, sowie durch gierige Verfolgung des Menschen nicht nur hier, sondern nahezu vom Erdboden ausgerottet ist, da es nur in wenigen Exemplaren noch auf einem ziemlich beschränkten Gebiete der Savoyer Alpen und nächst dem Monte Rosa vorkommt.

Obwohl dieses Thier keine lohnende Jagdbeute bietet, da das dünne Fell nur einen geringen Werth, das magere Wildpret einen zähen unangenehmen Geschmack und einen starken Bocksgeruch hat, so hat doch die zerstörungswüthende Jagdlust des Menschen die Ausrottung wider ihren Willen zwar, aber dennoch erzielt und wenn auch Zawadzki²⁴⁾ dieses Thier noch unter den in Galizien lebenden Säugethieren aufführt, so weiss er doch für seine Annahme keinen andern Beweis beizubringen, als dass ihm ein Förster in den Gegenden des Tatra-Gebirges ein ausgearbeitetes Fell zur Bsichtigung vorwies, welches einem hier einst erlegten Steinbocke angehört habe. Wegen Mangels an Anhaltspunkten ist es wohl unmöglich die Zeit seiner Ausrottung anzugeben, doch ist es gewiss, dass das Thier in der Tatra zu den Ausgestorbenen gehört.

Ausserden 4898 W. F. hoch liegenden sogenannten Raupen-Teichen (*Gonsienicowy stawy*) vier an der Zahl, in der Sandecer Tatra, gibt es noch mehrere tümpelartige Wasseransammlungen und unter diesen ist nennenswerth: der Trichter-See unterhalb des Steinbock-See's, seiner Form wegen genannt, hat bedeutende Aehnlichkeit mit den in Ostgalizien so häufig vorkommenden Erdversenkungen, nur dass er nicht wie diese wasserleer, sondern im Gegentheile stets mit einem ziemlichen Vorrathe von Schneewasser versehen ist.

²³⁾ S. m. Abhandlung: „Die ausgestorbenen Säugethiere in Galizien. Eine zoologische Skizze als Beitrag zur Landeskunde“ (Pest 1869) S. 12.

²⁴⁾ Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere. (Stuttgart 1840) S. 34.

Eine Meile westlich des polnischen Fisch-See bei 6000 W. F. über der Meeresfläche erhaben, breiten sich noch fünf Seen (Teiche) aus, man nennt sie insgemein die 5 Weiher (Pienciestawy) wovon der eine Zabiniec (Froschlache) genannt wird, zu welchem ein gefährlicher, wenig zugänglicher Weg führt, in dessen Umgebungen, Volkssagen zufolge, goldhaltige Erze zu finden sein sollen, die jedoch natürlich durch allerhand finstere Geister, Gnomen und Kobolde bewacht werden, deren Freundschaft sich der Mensch nicht erwerben kann und die daher nicht ausgebeutet werden.

An einem zweiten, dem sogenannten schwarzen See giebt es kein Leben, keine Vegetation, auch kein Vogel ist sichtbar, — Alles ist wie ausgestorben. Die hier herrschende Stille wird noch durch ein grosses, gusseisernes Kreuz gefühlergreifend gehoben oder vermehrt, auf welchem die Inschrift: „Hic non plus ultra, non supra nisi in Cruce D. N. J. Christi 1823“ sich befindet und welches auf Kosten des damaligen Tarnower Bischofs Ziegler (des letzten Erzabten von Tyniec) aufgestellt wurde.

Dieser Anblick erregt eine unnennbare Stimmung in der Brust eines empfindsamen Beobachters, der im Gefühle seines Nichts die Grösse der Allmacht anstaunt!

Ausser dem grossen Krivan (7600) an der Grenze Ungarns gehören zu diesem Theile des Gebirges von höhern Bergen: der Rohacz, Gewont, Pysna, Hawron, Malagóra mit ihren zerklüfteten Abhängen.

Von dem eigentlichen Tatragebirge streicht ein sich nach und nach verflächender Zweig zwischen den Dunajec und Poprad, bis er sich unfern der Vereinigung beider in eine Ebene mit hie und da auftretenden hügeligen Erhöhungen verliert.

Erwähnenswerth Punkte sind in demselben: der Rabsztyn (Rabenstein) ein südwestlich von Szlachtowa gelegener kegelförmiger Felsen, weniger geologisch, als wegen der entzückenden Aussicht, die man von seiner Spitze besonders nach Ungarn geniesst, zu bemerken. Unferne davon der Berg Jarmut mit einer beiläufig 400 Fuss langen Thonschiefergrotte; die von einem einst unter lubomirskischer Herrschaft eröffneten Bergwerkstollen herrühren soll.

Gleichsam eine Nachbildung der Pieninen im Kleinen findet der Wanderer $\frac{1}{4}$ Meile weiter bei dem Dorfe Jaworki in den schroff aus der Dorfniederung eines Längenthales ansteigenden, treu nach den Formen des erwähnten Gebirges gestalteten Felsengruppirung unter dem Namen Homola, die dadurch auch noch

ein besonderes Interesse bietet, weil das Innere ihrer Kuppen die Gräber und Asche der vor vielen Jahrhunderten gestorbenen slavischen Krieger birgt oder vielmehr nach theilweiser Ausgrabung im Jahre 1840 geborgen hat.

Der Gebirgszug der Tatra streicht weiter nach Ungarn und hat westlich die Liptóer, östlich die Zipser Magura zu seinen Voralpen. Letztere setzt sich an der Ostseite des Poprad, des einzigen die Karpaten ihrer Breite durchströmenden Flusses, der südliche dem Donau-Stromgebiete angehörigen Karpatenlandschaften und nördlich der Quellen des Hernad-Flusses mit dem karpatischen Waldgebirge (Wyrchowina) in Verbindung, welches sich in einer Länge von 40 und einer Breite von 10 Meilen beinahe östlich bis zu den Quellen des Viso und der Bistrica zieht.

Wie schon Eingangs erwähnt, führt der galizische Theil dieses Gebirges den allgemeinen Namen der östlichen Beskiden (Bieszczady), welcher aber den dortigen Gebirgsbewohnern ebenso wenig bekannt ist, als jener der Karpaten, sie nennen nur einzelne Berge oder einfach Gruppen derselben mit einem Collectiv, so die stryjer, die skoler u. s. w. Berge. Auf seiner nördlichen Abdachung ist der Ursprung mehrerer mitunter vorzüglichen Mineralquellen²⁵⁾ zu finden, deren Wasser jedoch wegen Mangel an Bequemlichkeit, nicht selten schlechter Communication, dem Gesundheit suchenden Publikum noch immer nicht in dem Grade bekannt sind, wie sie es verdienen würden.

Der Gebirgszug hat eine mittlere Kammhöhe von 3000' ist steil, trümmervoll und ungastlich, dehnt sich nördlich bis zur Weichsel, östlich zum San und Dniester unter dem Namen Lysso-

²⁵⁾ Erwähnenswerth sind besonders: Der Säuerling von Rzegestów (Quelle Anna entfließt einem 120 Fuss hohen Hügel) gleicht dem Wasser von Spaa, Raisdorf und andern dieser Art in Deutschland; jener von Krynica (durch Dr. Zieleniewski's zahlreiche Publikationen der bekannteste, comfortableste Badeort Galiziens, wo die Badeeinrichtungen auf der Höhe der Wissenschaft vom Aerare als Besitzer eingeführt wurden), dessen Quellen binnen 24 Stunden über 250 Eimer liefern, übertrifft die Mineralwässer von Bilin, Eger, Selters an Stärke und kann mit Pirmont um den Vorrang streiten; jener von Wyszowa, der das beliebte Szuliner-Wasser in Ungarn übertrifft; das brom- und jodhaltige alkalische Wasser zu Iwonicz übertrifft in mancher Beziehung die Adelheidsquelle in Heilbrunn auch jene zu Wildegk; die Salzsorten und zwar: die brom- und schwefelhaltige zu Truskawiec, die jodhaltige zu Bolechow; das salinische Schwefelwasser zu Jurowce; die schwefelhaltigen Wässer zu Rozdol. Tyrawa, Uherce usw. Theilweise gehören auch die eine Meile von Lemberg liegenden kohlensauren Mineralquellen zu Sokolniki hieher, die denen von Blumenstein am Fusse des Stockhornes bei Thun im Schweizer Kanton Bern gleichen.

góry oder Gologóry (kahle Berge) aus, übertritt dann als Wroniaki — auch polnischer Landrücken genannt — nach Russisch-Polen, zieht durch Volhynien und setzt sich in seiner spätern Fortsetzung mit dem Waldai-Plateau in Verbindung, ist demnach als ein Theil der grossen europäischen Hauptwasserscheide (Hauptrückens) zu betrachten.

Ihre Abzweigung beginnendie Gologóry zwischen den Quellen des San- und Stryj-Flusses, umstreichen die Dniester-Quellen ziehen nördlich dieses Flusses, enthalten die Kohlenlager von Nowosielce Zloczów und bei Brody werden auch zur sogenannten podolischen Hochebene gerechnet, welche eigentlich ein hügelig wellenförmiges Terrain bildend, ihre grösste Höhe über der Meeresfläche (bei Lemberg 1200 F.) erreicht.

Wir können nicht umhin, bei Erwähnung dieser Hauptstadt Galiziens einige wissenschaftliche Bemerkungen, sowohl über ihre Lage (dem 49° 52' nördlicher Breite und 41° 37' östlicher Länge), als auch einige Reflexionen über die Zeit von ihrer Gründung zu machen. Die den Bergkessel, in dessen Mitte die Stadt Lemberg liegt, umgebenden wichtigen Höhen sind: der Sandberg (jetzt Franz-Josefs-Berg, vor Alters Lysa gora 570' hoch), dessen einer Theil auch der Schlossberg, einst auch Löwenberg genannt wurde, der Siechenberg (Mancomontium, polnisch Góra kalicza) und der Wronowski früher Schönberg. Der Kessel selbst ist nicht uninteressant und einer der regelmässigsten, die überhaupt vorzukommen pflegen, bildet eine fast vollkommene Kreisrundung und hat gegen alle Seiten ungefähr eine Stunde im Durchmesser. Die Professoren Kner und Alth fanden hier eine Unzahl Kreideversteinerungen, die sie im 3. Bande der „Naturwissenschaftlichen Abhandlungen herausgegeben von W. Haidinger“ (Wien 1850) höchst interessant beschrieben haben. Die den Kessel umfassende Wand ist 3—400 Fuss über den tiefsten Grund seines Thales, welches seinerseits bei 120 Klafter über dem Meeresspiegel der Ostsee liegen soll, erhaben und fällt von allen Richtungen unter dem gleichen Winkel zur Mitte des Kessels ab. Es drängt sich unwillkührlich die Vermuthung²⁶⁾ auf, dass dieser Kessel in der Urzeit einen kleinen See gebildet haben mag, der sich im Laufe der Zeiten — unbekannt wann — einen Durchbruch im Peltew-Flüsschen, welches in dem innersten Winkel des

²⁶⁾ Siehe meine Abhandlung in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft IX. Jahrg. 1865 „Untersuchungen über die ältesten Bewohner und Ansiedlungen auf der nördlichen Karpaten-Terrasse. Ein Beitrag zur historischen Geographie Galiziens.“ S. 83—102.

lemberger Bassins 960 Fuss über der Meeresfläche entspringt, erzwang.

Verhält sich dem so, war der leMBERGER Kessel wirklich einst ein See, so lässt uns die Aehnlichkeit der Umstände bei dem Dorfe Prillwitz am Tollenzer See und im Hinblick auf den Heidenkultus der slavischen Bewohner auf der Nordkarpaten-Terrasse die nicht ganz ungegründete Ansicht aussprechen, dass hier einst in der erwähnten grauen Vorzeit irgend eine der beliebten Gottheiten ihren Wohnsitz gehabt haben möge, doch hat der Feuereifer der christlichen Bekehrer es sich besonders angelegen sein lassen, alle Spuren zu vertilgen, die an jene finstere Epoche mahnen und uns fast alle Mittel benommen, um die religiösen Zustände jenes Zeitalters eingehend beleuchten zu können, daher muss für uns jedes alte Denkmal, welches wahrscheinlich aus jenem Dunkel stammen mag, von grossem Interesse sein.

Ein solches beschreibt uns Zegota Pauly, welches auf dem Wronowski-Berge gefunden wurde und wären wir versucht, diesen Götzenfund mit jenem bei dem genannten Prillwitz im Grossherzogthume Meklenburg zu vergleichen.

Nach Maschen^{26b}) war es Radegast (Radhost) der Gott des Krieges und des Ruhmes, dem der Berg bei Prillwitz geweiht war. Jedenfalls war dieser Götze, der nebenbei auch Gottheit der Ehre und Stärke ist, einer der vorzüglichsten bei den kriegerischen Slaven, und genoss einer besonders hohen Achtung doch stimmt die von Legis nach alten Scriptoren beschriebene Abbildung wenig mit jener von Zegota Pauly gebrachten überein, gesteht der Letztere auch in Zweifel über dessen göttlichen Wirkungskreis und seine Bestimmung zu sein. Sein Zweifel ist um so erklärlicher, als wir älterer Mittheilungen über den Mythos auf dem Landstriche nördlich der Karpaten entbehren, die Nachrichten der Alten aber leider ziemlich unbestimmt lauten.

Dieses erwähnte Götzenbild ist aus einem grossen massiven Sandsteinblocke und nur auf der Vorderseite ausgehauen, während die Rückseite desselben unverändert in rohem Zustande uns auf die Vermuthung führt, dass dasselbe ursprünglich eingemauert gewesen sei. Der Kopf kugelförmig, fast ohne Hals, ist der Leib jener eines robusten Mannes, der durch einen Gürtel abgeschlossen wird; die linke Hand ruht auf der Brust, während die rechte herabhängt. Die Stelle der Augen ist ausgehöhlt und lässt vermuthen, dass dieselben wie es auch einst bei den Griechen üblich

^{26b}.) Pauli: Starozytnosci Galycyiskie (Lemberg 1838) S. 5, 6. Masch: „Alterthümer der Obotriten“ S. 25.

war, durch kostbare glitzernde Steine (Akrolythen) ersetzt wurden.

In Kiew hatte Perun als eine besondere Auszeichnung, um seine Bevorzugung zu zeigen, den Bart vergoldet und wir vermuthen daher, dass dieses Bildniss vielleicht diesen vorstellen sollte, denn wie allgemein von den slavischen Geschichtsschreibern angenommen, war Perun²⁷⁾ (Pieron, Percun, Perkuno,) von der Donau bis zum schwarzen Meere, vom Dnieper bis an Russlands Eisfelder der Donnerer, Blitzeschleuderer, das höchste der göttlichen Wesen. Er gab sich kund im Donner und Blitz, dem Schrecken der Menschen; ihm war das Wolkenreich, des Himmels Gewölbe, der Luftkreis, der übrigen Götter Schaar und das ganze Weltall unterthan.

War nun wirklich Perun den Slaven ein oberster Gott, der Allmacht übte, so konnte fürwahr zu seiner Anbetung keine bessere Stelle erwählt werden, als eben jene des Wronowski-Berges, wo die grosse sogenannte podolische Ebene ihren Gipfelpunkt erreicht, welcher zudem mit seiner einst sicherlich bewaldeten Spitze dem von religiösen Glauben durchdrungenen Slavenvolke wie ein dunkles Mysterium erscheinen und sie hie-
hurch zu höherer Andacht anspornen musste.

Sicherlich der Verehrung einer zürnenden, schwarzen Gottheit hat der romantische Teufelsfelsen seinen Namen zu verdanken, der bei Winniki (1 M. von Lemberg) liegt und haben wir bereits auf die Entstehung dieser Benennung hingewiesen.

Ueberhaupt scheint der Heidenkultus in der Lemberger Gegend heimisch gewesen zu sein, denn auch die Höhle bei Stracz, 2 $\frac{1}{2}$ Meilen von Lemberg entfernt, erweckt die Vermuthung, dass dieselbe gleichem Zwecke gedient habe, weshalb die Beschreibung des Innern derselben hier folgen möge.

Der untere Theil eines beträchtlich hohen Berges, in welchem sich diese Höhle befindet, bildet des Morgens mit den Niederungen in der Regel ein ziemlich dichtes Nebelmeer,

²⁷⁾ Eine Ähnlichkeit zwischen Perun und dem Jupiter Dolichenus, dem Gotte des Chaluben Volkes (sicherlich von chalupa „die Hütte“ genannt, somit wahrscheinlich der ansässigen Slaven) müssen wir constatiren, wie wir selbe in: „Aurelii, Theodosii, Macrobiani, Opera, Biponti 1788 Vol. I. p. 320—321 Lib. I. cap. 33 Saturnaliorum“ zu finden glauben. In der von uns oben zitierten Eigenschaft wurde er nach: Stredowsky, Sacra, Moravia, hist: Solisbaci 1710 p. 33—52 auf dem Spielberge bei Brünn verehrt. Legis, „Nordslavische und wendische Götterlehre“ in Alkuna (Leipzig 1831) S. 42 stellt ihn in die Reihe der untergeordneten schwarzen Gottheiten, Gottfried Biermann: „Gesch. des Herzogth. Teschen (Teschen 1863) S. 14“, stellt ihn gar mit dem Teufel in eine Kategorie, rücksichtlich seiner Wirksamkeit als schwarzer, oder zürnender Gott.

während wie in den Wolken fast schwebend, sich vor unserm Blicke in der Höhe ein recht niedliches Kirchlein mit seiner Thurmspitze lichtet. Nach und nach schwindet der alles umhüllende Nebel und ein ziemlich steiler, mit Kiefern bewachsener Berg steht vor uns.

Auf der Morgenseite bildet derselbe einen Kegel und hängt auf der entgegengesetzten Seite mit einem Sandsteinkolosse eng zusammen, der kahl und lediglich an den Bergausläufen bemoost, mit einem steilen, fast schroffen Abhange in einem Teichgrunde endet.

Der erste Besuch gilt stets der Höhle, dann jedoch besucht man das Kirchlein, von wo aus Touristen die herrlichste Belohnung für ihre Mühe in dem dankbaren Anblicke der äusserst malerisch gelegenen Gegenden wird. Die Höhle selbst gleicht einem Labyrinth, welches das Innere des ganzen Berges mit seinen zahlreichen Gängen durchkreuzt. Der Eingang, gegen Nordwesten gerichtet, ist etwas über 5 Schuh breit, bildet oben eine Wölbung und besteht, wie der ganze Berg nebst dem erwähnten Felsansatze, aus hie und da sehr locker geschichteten Sandsteinen.

Ueberraschend wirkt jedenfalls der erste Eintritt. In einer Art Vorhalle, in Gestalt einer sehr geräumigen Höhlung, von mitgenommenen Kienfackeln röthlich erleuchtet, stellen sich unserm Blicke unheimliche, groteske Figuren in einem magischen Scheine hingezaubert zur Anschauung dar, wie sie wohl höchstens in Tropfsteinhöhlen gefunden werden können, und rufen in uns den Eindruck wach, der die alten heidnischen Slaven ergriffen haben mag, als sie diese Höhle mit Ehrfurcht vor einer dasitzenden (?) Gottheit betraten.

Auf vier Schritte links befindet sich abermals eine geräumige Höhlung, an deren südlicher Wand ein grosser Kubus von mächtigem Sandsteine ruht; muthmasslich das einzige Andenken, vielleicht der letzte Rest einer grauen Zeit, in welcher derselbe heidnischen Opfern geweiht war und woeinst der slavische Hohepriester Crive, nachdem er so manches Opfer den Göttern gebracht hatte, sich selbst, wenn er bereits alt geworden war, ebenfalls denselben zur grösseren Ehre opferte.²⁸⁾

Aus der eben beschriebenen Höhlung läuft westlich ein kleiner, sehr niedriger Gang von einer zwei Quadrat-Schuh im Umfange habenden Nische aus und steht mit dem Hauptgange gegen Nordwesten derart in Verbindung, dass die Scheidewand

²⁸⁾ Legis D. G. Th. Nordslavische und wendische Götterlehre in der Alkuna (Leipzig 1831) S. 22.

hiedurch von einem leeren Raume umgeben, zu einem niedrigen Pfeiler wird, auf welchem das Sandsteingewölbe zu ruhen scheint und uns dadurch zu der Bemerkung ermuthigt, dass diese Höhle einst ein Sitz slavischen Götzenkultus gewesen sein mag, trotzdem uns hiefür zwingend überzeugende Beweise noch mangeln.

Weiter auf 55 Schritte öffnet sich eine geräumige Halle in der Richtung von Norden nach Süden, welche bei der Ausdehnung der Höhle vorherrscht und nach weiteren 32 Schritten theilt sich diese oder vielmehr der Hauptgang der Höhle in zwei Arme: der zur Linken läuft südwestlich, jener zur Rechten gegen Osten.

Der östliche, sehr schmal und niedrig, vertieft sich immer mehr, endlich, nachdem er sich nach Oben zu bis auf 6 Schuh erweitert, dann aber wieder bedeutend verringert, verliert er sich völlig im Sande, als ob er verschüttet worden wäre. Die Temperatur bleibt so ziemlich stationär, doch scheint die Höhle, im Allgemeinen an diesem Platze etwas feucht und ist lehmig, welche auffallende Erscheinung stark für die Muthmassung spricht, dass dieser Gang einst nach der Tiefe gegen den Teich zu einen Ausweg gehabt haben müsse und unserer Annahme für das geheimnissvolle Treiben in einem Heidentempel gewissermassen eine Bestätigung gibt.

Um den rechten Weg nach dem westlichen Gange indessen einzuschlagen, gehört eine äusserst genaue Kenntniss der Lage; es wird dem Fremden jedes Orientiren ohne Kompass sehr beschwerlich, ja fast unmöglich; denn es laufen nach allen Richtungen in mänandrischen Krümmungen kleine, manchmal schmälere, bald wieder breitere Gänge aus, die theilweise nach dem Haupteingange, grössern Theiles jedoch in kleine Grotten und Nebenhöhlen führen. Diese strotzen von einer Masse Nischen und sehr kleiner Zellen, welche jedoch kein Werk der Natur, sondern durch Menschhände ausgehauen zu sein scheinen. Welcher Zweck die Menschen leitete oder in welcher Zeit diese Arbeiten vollendet wurden, ist ungewiss, aber zur Charakteristik dieser Zellen sei erwähnt, dass sie fast alle gleich grosse Öffnungen und eine gleichmässige Tiefe haben, hiedurch auf das wahrscheinliche (vielleicht aber auch eingebildete?) Alterthum dieser Abtheilungen hinweisen.

Der westliche Gang beginnt am südwestlichen Ende der früher beschriebenen grossen Halle, wird sehr schmal bei einer Höhe von 6.—7 Schuh, unterliegt jedoch einer nicht geringen Temperatur-Veränderung.

Von Nordwesten gelangt man nach einem Wege von 144 Schritten weiter in einen erhöhten Gang mit einem Gewölbe in einer Höhe von fast neun Schuh und zugleich an regelmässige Stufen, 21 an der Zahl, welche uns von der Fläche des Ganges über zwei Klafter in die Höhe führen, wobei zu bemerken ist, dass sich die Decke in gleichem Verhältnisse erhebt, wodurch man ohne Anstand aufrecht gehen kann.

Diese Treppe scheint schon wegen der Regelmässigkeit, nach welcher sie angelegt ist, zu schliessen, von Menschenhänden angelegt worden zu sein, und gehört wahrscheinlich einer viel spätern Zeitperiode an, als die anfangs beschriebenen Theile der Höhle.

Schliesslich mündet der Gang in eine Halle, die nicht viel kleiner ist, als die Erste, die wir bereits kennen gelernt haben; sie ist ziemlich rund, hat aber keine Nischen, und nachdem man fast eine volle Stunde in einer unterirdischen Welt wandelte, steigt man endlich zu Tage, innerlich überzeugt, in Räumen gewesen zu sein, die einst dem wüsten Treiben heidnischer Priester stumme Zeugen waren, doch leider besitzen wir kein einziges diesbezügliches beweisführendes, oder mindestens nur andeutendes Schriftstück und sind daher wegen Mangel eines solchen genöthigt, unsere Annahme als eine Hypothese gelten zu lassen, die jedoch bei näherer Würdigung der Umstände jener dunklen Epoche und des Volkscharakters sich als nicht zu kühn herausstellen dürfte.

Kehren wir indessen von unserer mythologischen Excur- sion zu den Gologóry mit der Bemerkung zurück, dass sich dieser Gebirgszug an den Quellen des Bug (Ipanis der Alten) und dem Sereth gegen den polnischen Landrücken abflacht.

Das Waldgebirge, oder die östlichen Beskiden (Bieszczady) ziehen sodann längs Ungarns Grenze mit majestätischen Waldungen bedeckt, von ihren Abfällen zahlreiche Wildbäche mit klarem, doch reissendem Wasser zur Befruchtung der Thal- gegenden, zum Betriebe einiger hundert Sägemühlen, der an ihrem Fusse liegenden Hüttenwerke entsendend, bis gegen die Pruthquellen (Porotha oder Pyrethus der Alten).

Die malerischen Gebirgsschönheiten suchen vorwiegend im Samborer und Stryjer Kreise ihresgleichen, bewundernswerth sind besonders in der Tiefe des Forstes mächtig auftretende Stein- gebilde, welche in ähnlichen rasenbeschatteten Baumregionen wohl selten vorzukommen pflegen.

Verlässt man das Städtchen Bolechow und ersteigt dem reissenden Gebirgsbache Sukiel entgegen, die immer höher sich erhebenden Vorberge der Karpaten, wendet sich jedoch hinter dem unbedeutenden Dorfe Cissow südwestlich, verlässt dann aber den Thalweg des Baches, um eine steile steinige Höhe zu erklimmen, so gelangt man in einen majestätischen Buchenwald, dessen uralte Bewohner in die Gegenwart hineinragen, unbekümmert um die Geschehnisse vieler Generationen der Menschheit, mit ihren geheimnissvollen Schatten, Hügel und Thal weithin bedecken und sich in den unermesslichen Urwäldern verlieren, welche die gewaltigen Häupter der altehrwürdigen Karpaten mit unvergänglichen, immer grünenden Kränzen lieblich umgeben, aus dessen Schosse zahlreiche Wildbäche zur Befruchtung der Thalgegenden entquellen.

Wenn der Wanderer nun in der feierlich einsamen Waldesstille, erwartungsvoll der Dinge harrend, die da kommen sollen, weiterschreitet, so stellt sich ihm und zwar urplötzlich, gleichsam wie hingezaubert, ein gewaltig hoch und schroff hinansteigendes Felsenstück entgegen, das über hundert Fuss emporragend, auf kleinerer Basis, als sein Umfang bei mittlerer Höhe beträgt, ruhend, förmlich in der Luft zu schweben scheint und gleichsam die Vorwache einer langen Reihe solch' alter grauer Riesen der Vorwelt darstellend, Zeitgenossen längst ausgestorbener, fast nur dem Namen nach bekannter Völkerstämme und im Strudel der Ereignisse verschollener Geschlechter, um so mehr Staunen und Bewunderung rege macht, als doch sonst in ähnlichen Regionen solch mächtige Steingebilde wohl nur selten vorzukommen pflegen, wie wir vorhin sagten.

Gereizt von erwachter Neugierde, dringt der emsige Forscher in des Waldes schauriges Dunkel weiter, — ein Sausen der Wipfel umfasst ihn gleich einem Geistergeflüster und lässt seiner Phantasiefreien Zügel — da öffnet sich plötzlich ein freundliches Waldthal mit herrlicher Fernsicht gegen Süden, aber mit erklärlicher Hast übersieht man diese, um mit erregter, hochgespannter Bewunderung eine Szenerie ohne Gleichen staunend anzustarren, welche Einen ungewiss schwanken lässt, was hier mehr die Aufmerksamkeit reitze und Berücksichtigung verdiene, ob das Urgebilde der hehren Natur oder das höchst mühsam dem harten Sandsteinblocke abgerungene Menschenwerk.

Um eine gefällig sich öffnende Kreisrunde thürmen sich gegen Norden gewaltige Felsen aus Karpatensandstein, moos- und strauchbewachsen zu mächtiger Höhe, deren unterer Theil

bis zum Fusse, nicht allein einer senkrechten Mauer gleich abgeglättet, sondern auch mit mehreren in das massive Gestein hinein gearbeiteten, ansehnlichen, kammerartigen Aushöhlungen versehen ist, wovon zwei mit der Basis des Felsens gleich sind, die eine aber balkonartig bis 8 Fuss darüber gemeisselt ist. — Jede dieser Kammern ist gross genug, um mehrere Menschen aufzunehmen, ist nur nach Süden offen und die eine auch mit Sitzen aus dem harten Materiale des Baues versehen.

In einer grossen Felsspalte, deren überhaupt mehrere vorkommen, finden sich alle Anzeichen, dass solche einst zur Küche dieser unerklärlichen Wohnung verwendet wurde, und ein natürlicher Schornstein förderte den Rauch bis über die Spitze des Felsens. In einer andern noch weiter oben gelegenen Felsspalte, oder vielmehr in einem Risse, findet sich auf der Seite in einer Höhe von etwa 10 Fuss eine Oeffnung, in welche man auf einer Leiter und von dort neben einer viereckigen, (schacht-) brunnenähnlichen, nun zumeist verschütteten Aushöhlung des Gesteines durch eine zweite Oeffnung oben auf die sonst unzugängliche Höhe des Felsens gelangt, welcher stellenweise auch zweihundert Fuss lothrecht aus dem Boden steigt. — Längs diesen und den ebenfalls abgeglätteten Wänden, die den nordöstlichen Theil des Raumes einfassen, zeigen sich ausgehauene Löcher und Rinnen, welche den sichtbaren Beweis liefern, dass hier einst Dachgehölze eingezapft waren, womit man einen Theil des Umfanges einstens — unbekannt wann — eingedeckt hatte.

Am südwestlichen Rande findet sich ein Felsstück, einen auf dem Kopfe stehenden Kegel darstellend, unten sehr schmal, etwa hundertfünfzig Fuss hoch, das erst bei der Mitte dieser Höhe einen bedeutenden Umfang gewinnt, und obgleich, wie dem Einsturze jeden Augenblick drohend, dennoch auf seiner höchsten Zinne ähnliche Spuren von derartigen Holzeinrammungen, wie die erwähnten, darbieten, welche beweisen, dass auch hier der menschliche Erfindungsgeist, oder eher noch, wie anzunehmen, der furchtbare Drang der Gefahr, einen nur einem Adlerhorste zu vergleichenden Wohnsitz sich erwählt haben konnten.

Das Auffallendste unter diesen Ruinen einer längst verschollenen nicht näher zu bezeichnenden Epoche ist für den aufmerksamen Beobachter, der aus diesem Tagebuche von Stein die Absicht und Geschichte dieses Unternehmens herauslesen will, die fast gänzliche verfallene Spur einer Aufmauerung, welche den nordwestlichen Raum begränzt und welche wieder sonderbar genug nicht gegen Aussen, sondern gegen das Innere des Raumes

bestanden haben muss, so dass solche einem bedeckten Wege gleichkömmt, dessen Glacis mit dem Horizonte zusammenfloss.

Diese merkwürdigen Gesteinsruinen und Felsparthien mit ihren Grotten, Kammern und sonstigen Aushöhlungen, wozu auch der sogenannte Stein von Urycz, dann die riesigen Felsaufthürmungen bei Truchanow gehören, werden von den nächsten Ortseinwohnern kurzweg Boldry genannt und sind mit zahllosen Inschriften in allen Sprachen, mitunter kaum dechiffirbar, bedeckt, hiedurch geben sie das beste Zeugniß von jenem Antheile, den selbe von der frühesten Zeit ihres Bekanntwerdens bei den Besuchern erweckten.

Sonderbar bleibt es jedenfalls, dass auch die geschäftig wandelnde Sage, welche sonst aus längst verklungenen Jahrhunderten von Generation zu Generation das einst Geschehene zu verkünden, oder mindestens anzudeuten pflegt, hier so arm an Mittheilung ist, wo sie uns doch so wünschenswerth wäre. Einzelne Vermuthungen sagen wohl, dass dieser Stein bei Bubniszcze einst zu einer Räuberhöhle gedient habe, das mag wohl sein, aber jedenfalls haben nicht diese die Räumlichkeiten wohnlich eingerichtet, denn wie sollten Räuber, arbeitscheu wie derlei Individuen zu sein pflegen, solchen gewaltigen Anstrengungen, wie die Aushöhlung so zahlreicher Kammern und Behältnisse, sich haben unterziehen wollen?

Unstreitig ist es anzunehmen, dass eine zweite Muthmassung die richtig begründete sei. Hat diese friedliche Einöde nicht einst einer besorgten Magnaten-Familie während jener Schreckenszeit der Tatarenzüge, von denen der Osten Galiziens so oft heimgesucht wurde, zur Zuflucht gedient? — Spuren einer Volkssage bestätigen die Vermuthung, dass eine zarte Fürsorge für geliebte Angehörige diese Kammern aushöhlen liess, um einen Aufenthalt zu sichern, der dazumal, von allen menschlichen Wohnungen weit entfernt, mitten im Walde lag und durch diesen Umstand dem sonst so scharfen Blicke jener Alles vernichtenden mit Feuer und Schwert verheerenden Schaaren entrückt blieb.

Die höchsten Punkte dieses Gebirgszuges, der reich an Eisen und Salz ist, sind: Lewocza, Kluczowa, Pekui, Czerna repa, Hrynkow, Ithrowyszcze, Bystra zwischen 3000—3500 Fuss hoch, bieten jedoch kein besonderes Interesse, welches zu einer Beschreibung einladen würde.

Der Gebirgsstrich von den Pruthquellen südöstlich gegen die Bukowina, wird als ein vom Galazberge nördlich hinstreifender Zweig der siebenbürgischen Karpaten betrachtet und kömmt

in den Geographien manchmal unter dem Namen der Czorna-Berge, wahrscheinlich von der höchsten Spitze dieses Zuges, welche Czerna-hora heisst. In der Nähe der Mündung des Preluczny-Baches in den Czeremosz liegend, in einem kleinen Thale finden wir die schwache Sauerquelle Burkut, nur selten von Badegästen, welche weder die beschwerliche Reise zu Pferde, um hieher zu gelangen, noch der gänzliche Mangel eines Comfortes scheuen, besucht. Auf diesem Gebirgsrücken findet man, wenn auch nicht mehr ganze Waldungen wie ehemals, doch immerhin ziemlich zahlreich die Ceder (*Pinus cembra* oder *Libanus carpaticus*, ruthenisch: Kedr pokucki genannt), ausser diesem den Kornelkirschenbaum (*Cornus mascula*, polnisch: Derén) dessen Bestandtheile, als: Blätter, Zweige, Früchte u.s.w., jedes in seiner Art, nützlich verwendet werden.

Bemerkenswerth ist eine Meile von Kutý ein Berg im ruthenischen Idiome: „Owidowa hora“ genannt, aus welcher Benennung einige den unrichtigen Schluss ziehen wollen, als hätte hier der 770 Jahre nach Roms Gründung verbannte Dichter Ovid seinen Wohnsitz zu dieser Zeit aufgeschlagen, doch hat die ruthenische Benennung gar keinen Bezug auf jenen Römer, da sie rein slavisch ist, und ungefähr so viel wie „Revue“ oder „eine Umschau“ bedeutet, die man von dem Berge weit und breit genießen kann; auch war Ovid in Tomi, einer Stadt unfern der Donaumündung in Unter-Mösien, welches unter römischer Herrschaft stand und den Einbruch der barbarischen Gothen und Sarmaten verhüten musste, exilirt. Indessen sind diejenigen zu entschuldigen, die den erwähnten Glauben hegen, da das Stückchen wenig ergiebigen Bodens an der nördlichen Seite dieses Gebirgszuges, welches gegenwärtig das ungefähr 60,000 Köpfe zählende Huculen-Völken bewohnt, zu Dacia alpestris gehörte und wahrscheinlich auch von den Statthaltern dieses Landes zu einem Verbannungs- oder Bussorte bestimmt war, da dieser Landstrich diesem entsprechend noch bis heutigen Tages Pokuta, Pokucie, Pokutien genannt wird. Man will auch annehmen, dass Kolomyja und Delatyn von Römern angelegte Ansiedelungen seien, obwohl eine solche Behauptung etwas schwer zu beweisen wäre und Annahme ohne genügender Begründung gar nichts entscheidet.

Erstere Benennung soll von „Colonia“, letztere von „de Latina“ stammen, doch ist die Nachricht viel sicherer und richtiger, dass Kolomyja eine Gründung König Kolomans von Galizien sei, der sie während seiner kurzen Regierungsperiode in jenem Landstriche um das Jahr 1214 angelegt hat; auch der Name Delatyn

scheint eher slavischen, als lateinischen Ursprunges zu sein, da die Endsylbe *tyn* soviel wie einen Fels, einen Block, oder überhaupt eine Steinmasse bedeutet, und wenn man vor *dela* ein *z* setzt, entsteht *zdela* (von Weitem, aus der Ferne), woraus zu vermuthen ist, dass einer der Berge, welche den *delatyner* salzhältigen Kessel umgeben, von Ferne schon sichtbar war, oder dass hier in uralter Zeit eine Burg oder Warte, gleichsam ein „Lug ins Land“ stand, woher die Benennung des Ortes im slavischen Sprachgebrauche herrühren mag; aber so viel ist gewiss, dass die Römer diese Gegenden nie besucht hatten.

Im Allgemeinen wäre dieses im Ganzen eine kurze Skizze der Karpaten-Abdachung mit eingewebten Schilderungen eines Touristen um dem Gegenstande das Trockene der wissenschaftlichen Beschreibung zu nehmen, denn auf der Nordseite beginnt an den Quellen des *Czeremosz* bereits die *Bukowina*, doch wäre schliesslich noch der Hügel und Hohenrücken am linken Ufer der *Weichsel* im Grossherzogthume *Krakau* Erwähnung zu machen, die der allgemeinen Annahme nach die unterste nordöstliche Stufe des aus *Schlesien* unter dem Namen *Tarnowitzer Platte* längs der *Weichsel* abschweifenden *Karpatengebirges* sind, obwohl die Formation des Bodens eine diesem gar nicht entsprechende ist. Als Höhen an und für sich verdienen sie dem eigentlichen *Karpatengebirge* gegenüber kaum eine Bemerkung, bieten jedoch in geologischer Beziehung reichhaltiges, interessantes Materiale, wie vielfältige Forschungen von *Pusch*, *Zeuschner*, *Hohenegger* erweisen. Die erhabensten Stellen des wellenförmigen Territoriums sind: der *krakauer Schlossberg* (*Wawel* genannt), der *Bronislawa-Berg* auf dem der *Kosciuszko-Hügel* aufgeworfen ist, der *Kalksteinfelsen* in *Bielany*, auch *mons argenteus* oder *argentinus* desshalb genannt, weil er einst für ein silbernes Tafelservice seinen Besitzer wechselte, der Hügel auf dem die Schlossruine *Lipowiec* ruht und der Hügel von *Tenczyn*.

Nicht allzuweit von der Sache abschweifend, dürfte es wohl sein, wenn wir bei Nennung dieses historisch so wichtigen Gebietes, einiger Reminiszenzen Erwähnung machen und unter diesen ist unbestritten die interessanteste „die drei Hügel um *Krakau*“²⁹⁾, da jede Stadt welche ihr Bestehen nach Jahrhunderten zählt, uns verschiedenerlei Erinnerungszeichen ihrer einstigen Macht, Grösse, Berühmtheit, oder wenigstens ihres Alterthums bietet, um durch sie rühmliche Tage ihrer Vergangenheit

²⁹⁾ Im J. 1861 in der illustrierten Zeitschrift „Die Biene“ Nr. 8 S. 57 von mir erschienen.

zu beweisen, und durch sie auf die Gemüther der gegenwärtigen Generation wirken zu können, dass aber das uralte Krakau ganz besonders reich an allerhand historischen Erinnerungszeichen ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein.

In und um Krakau auf einem kleinen Raume von etwa einer Quadratmeile begann, spielte und endete im Laufe von zwölf Jahrhunderten das grosse historische Drama Polens, ob ganz und für immer? wird uns die Zeit lehren.

Gleichsam als Marken bezeichnen nun drei Hügel den Anfang und Schluss einer bisher ungemein traurigen Geschichte. Diese durch Menschenhände aufgeworfenen Hügel führen die denkwürdigen Namen zu Ehren des Krakus, der Wanda und Kosciuszko.

Der erste ein Fürst vom Stamme der Lechen in diesem damals Weiss-Chrobatien genannten Theile des nachherigen Polens, erbaute der Sage zufolge nach Bezwingung eines riesigen Ungeheuers auf dem Berge Wawel eine Burg, unter deren Schutze sich die nach ihm benannte Stadt Krakau im Laufe der Zeiten entwickelte. Die Sage verlegt sein Wirken um das Jahr 700 n. Chr. Geburt, kennt ihn als Stammvater des ältesten Fürstengeschlechtes in dieser Gegend Polens und er muss unstreitig grosses Verdienst sich um sein Volk erworben haben, da dieses nach seinem Tode über der Leiche seines Führers einen Hügel auf den Feuerstein in sich schliessenden Kalksteinbergen (polnisch: krzemionki) am rechten Weichselufer nächst Podgórze in der Höhe von 51 Fuss (141. 2 Klafter über dem Meeresspiegel laut Kataster), aufwarf. Bis heutigen Tages erhielt sich das unverfälschte Andenken an ihn im Volke, das alljährlich am dritten Ostertage in unzähligen Massen das bescheidene, natürliche und doch so herrliche, weithin zu sehende Grabdenkmal besucht. Durch seine pietätvolle Einfachheit vermag dasselbe besser zum Gemüthe der Besucher zu sprechen, als alle Inschriften von Marmor und alle Statuen von Bronze.

Diesem in seinem Aeusseren ähnlich, doch kleiner (laut Kataster 123. 6 Klafter) liegt ein anderer Hügel am linken Ufer der Weichsel an der Mündung des Dlubnia-Flüsschens in dieselbe, ungefähr eine Meile östlich von Krakau, und deckt die Überreste von Wanda, des Fürsten Krakus jungfräulicher Tochter. Zwei benachbarte Fürsten, erzählt die Sage, bewarben sich gleichzeitig nach des Vaters Tode um die Hand der Jungfrau, diese jedoch einsehend, dass welche Wahl sie auch immerhin treffen würde, diese jedenfalls Kämpfe und viel des Widrigen hervorrufen müsste,

da der Versmähte, welchem Entsagung fremd, im Gefühle beleidigter Manneswürde aus Rache nach damals üblicher Sitte sicherlich zur Waffe greifen würde, um sich für die ihm angethane vermeintliche Schmach an der Urheberin zu rächen, erwählte als einzig denkbares Mittel, um ihr Volk vor verheerendem Kriege zu bewahren, den freiwilligen Opfertod in den Fluthen der Weichsel. An jener Stelle wo der Hügel steht, um welchen sich das Dorf Mogila (was im Polnischen eben einen Ruaenhügel bedeutet) herumzieht, soll ihr Leib, der Sage zufolge, ans Land gespült worden sein, und diesen Platz benützte ihr dankbares Volk, um ihr ein bleibendes Zeichen der Erinnerung zu weihen. Dieser derart aufgeschüttete Hügel hat bei einer Höhe von 42 Fuss einen Inhalt von 1320 Kubik-Klaftern und auf selbem liegt die im Jahre 1222 gegründete Cisterzienser Abtei, Clara Tumba.

Der letzte der erwähnten drei Hügel auf dem natürlichen Bronislawa-Berge ruhend, der seinerseits 354 Fuss über die Weichsel erhaben ist, liegt eine viertel Meile westlich von der Stadt und gehört der Neuzeit an. Er wurde zu Ehren des berühmten polnischen Helden Thadäus Kosciuszko, dem geprüften Feldherrn und Bürger im nordamerikanischen Freiheitskriege, welchen er im Dienste Frankreichs mitgestritten, wo er zu grosser Thatkraft gereift, und in den letzten Bewegungen des damals noch bestehenden Polens wider Russlands Übermacht, Ende des vorigen Jahrhunderts durch kräftige Führung hervorragend glänzte, aber endlich bei Maciejowice am 10. October 1794 unter dem ihm unterschobenen Rufe „finis Poloniae“ mit Wunden bedeckt vom Pferde und in russische Gefangenschaft stürzte. Ferne von seinem Vaterlande, auf freiem Boden der Schweiz hauchte er sein Heldenleben aus, und diesem Manne beschloss die polnische Nation, um nicht blos die Ehre der schriftlichen Denkmale in Achtung des Überlieferten zu erhalten, so wie einst ihre Vorfahren zweien ihrer erhabensten Fürsten, ein ähnliches Denkzeichen zu setzen, welches dem Winde und Wetter gleich trotzend, durch seine imposante Grösse weithin sichtbar, besser zum Gemüthe spricht, als alle andern gebräuchlichen Ehreenauszeichnungen.

Während der Periode, wo Krakau mit seinem Gebiete einen unabhängigen Freistaat bildete, wurde den 19. October 1820 unter religiös-kirchlichen Ceremonien in Gegenwart der Behörden und einer von weit und breit zu diesem hehren Akte herbeigeeilten, unzählbaren Menschenmenge mit dem Aufwerfen be-

gonnen, die ob von hohen oder niedern Stande selbst Hand ans Werk legte, um auf diese Art ein nationales Denkmal zu Tage zu fördern. Ja, selbst die zarten Damen des hohen Adels fanden es für heiligste Pflicht, in Schürzen und Körben ihr Schärflein zur Entstehung des Hügels eigenhändig an die bezeichnete Stelle zu tragen, der Polens noch nicht erloschenen Ruhm und seine Dankbarkeit gegen den grossen Sohn des Vaterlandes weithin verkünden sollte.

Dieser Hügel hat die Gestalt eines Schneckenberges und eine wirkliche Höhe von 108 Fuss, dessen Oberfläche 1600 □ Klafter beträgt und wurde erst am 25. Oktober 1823 in dieser Gestalt völlig beendet, wobei die Kosten nach dem „Pamientnik budowypomnika Tadeusza kosciuszki“ (1825) 136,426³⁰⁾ polnische Gulden betrugen.

Die wahrscheinliche Grundidee zum Aufwerfen solcher Hügel mag wohl die gewesen sein, der Natur selbst damit ein kolossales Zeichen aufzudrücken zu Ehren Derjenigen, die sich durch Edles, Grosses, Erhabenes insbesondere auszeichneten. Wir können dieses theilweise aus der frommen Sitte wieder erkennen, wie die Familie und Freunde eines Verstorbenen, um dem theuern Todten die letzte Ehre zu erweisen, einige Schollen Erde in sein sich schliessen sollendes Grab nachwerfen. Nicht minder glauben wir, da die alten Slaven es insbesondere liebten, ihren Göttern auf Höhen und Bergen zu opfern, wie dies aufgefundene Spuren der Vorzeit nachweisen, dass sie derart aufgeschüttete Grabstätten noch besonders dadurch heiligen wollten, dass sie dieselben gleichsam als Altäre oder Opferplätze benützten, um die verehrten Verblichenen förmlich in die Reihe ihrer Götter einzuführen.

Doch nicht erst die Slaven hatten eine vorwiegende Vorliebe und Verehrung für Berge, welche bei einem damals noch im Urzustande der Cultur befindlichen Volke um so natürlicher sein musste, als sie überhaupt auf den höchsten Bergen ihren Liebling die Sonne, von welcher sie Licht und Wärme erhielten, am längsten verweilen sahen und durch das mystische dieser Erscheinung zu dem Glauben bewogen wurden, diese Spitzen der

³⁰⁾ Die seither nothwendig gewordenen Ausbesserungen und Erhaltungskosten in Folge Einbeziehung dieses Hügels in den Fortifikations-Rayon hatten weitere Auslagen nöthig gemacht, so dass sich diese Kosten nun auf 172,999 p. G. 1843 belaufen, einbezüglich aller Nebenausgaben als: Wächterhaus, Sarkophag u. dgl. aber 220,000 poln. Gulden, (Lepkowski: O zabytkach Kruszwicy, Gniezna i Krakowa (Kraków 1866) S. 204.

Berge als Wohn- und Lieblingssitze der Gottheiten anzusehen, von denen die Sonne überhaupt eine der hervorragendsten gewesen und als Swiatowid³¹⁾ verehrt worden sein dürfte.

Berge sprachen dem anspruchlosen Kinde der Natur von jeher lauter zum Herzen und Gemüthe, als meilenweit ausgedehnte Ebenen, weil ihm jene eine reichere Quelle der Wirkksamkeit bieten, und der Mensch sich auf den Erhöhungen der Erde, dieser entrückt, mit seinem innerlichen Sehnen und Gebete den Wesen höherer Art zu nähern meint.

Auch die einst gebildetsten heidnischen Völker theilten diese Idee der Heiligkeit der Berge. Wem sollte beispielsweise der Olymp, der Götter Griechenlands ewiger Wohnsitz nicht bekannt sein? — Welcher Dichter versuchte nicht den Parnass mit mehr oder weniger Geschick zu erklimmen, um sich am Sitze der Musen die nöthige Begeisterung zu holen? — Vom Berge Ida sahen die Götter dem Kampfe um Ilion zu.

Wir finden indessen diese Verehrung nicht nur bei Heiden, wie uns die Mythologien und Geschichten der meisten Völker³²⁾ belehren, sondern bei Verehrern des einzigen Gottes treffen wir Beweise der Theilnahme hiefür. Der Hebräer und nachherigen Israeliten grosse Männer zogen sich auf Berge zurück, um die Gottheit Jehova zu befragen, oder ihr da zu opfern. Abraham, der Stammvater des auserwählten an einen Gott glaubenden Volkes, opferte am Berge Moria statt seines Sohnes den Widder, Moses empfing am Berge Sinai die zehn Gebote Gottes und endete am Berge Horeb sein Leben, auch Elias ging auf den Berg Karmel beten, damit das Feuer des Himmels sein Opfer verzehre³³⁾ u. dgl.

Nicht minder haben wir auch in unserer christlichen Religion Beispiele, wo Berge zu grossen Ehren kamen. Der göttliche Stifter derselben hielt auf einem Berge die berühmte Erde, nachdem er sich durch 40 Tage in der Gebirgswüste auf sein gött-

³¹⁾ Legis a. a. O. S. 19 lässt den Namen von swiate (heilig) und swiet (Licht — soll wohl Welt heissen?) stammen, doch ist er die personifizierte Sonne, die Quelle des Lichtes und der Wärme, wie wir anderwärts lesen können. — Helmold Chron. Slav. Lib. I. cap. 52 §. 2 sagt, vor ihm sind die andern Götter nur Halbgötter. Gatkowski: Rys dziejów ks. Oswiecimskiego i Zatorskiego (Lwów 1867) lässt ihn auf dem Schlossberge zu Oswiecim verehren. S. 5.

³²⁾ Uiber Schivens Wohnsitz auf einem Berge s. S. 105 der deutschen Uibersetzung der „Sakontala“ wo es heisst: „er sei der König der Berge, auf den der Mond seinen Fuss setzt, wenn er mit erblassenden Strahlen vom Himmel sinkt.“ Uiber die Priester der Sonne und ihren Cult auf Bergen Rochefort hist. nat. et mor. des isles Antilles p. 185 ff.: Betreffs Persien s. Zendavesta II. Th. S. 168 sowie: Klenker „Leben Zoroast“ S. 16.

³³⁾ Genesis 22. 14; Psalm 68. 16.

liches Lehramt vorbereitet hatte; auf einem Berge wurde er verklärt; auf einem Berge betete er um Abwendung des Kelches; auf einem Berge wurde er gekreuziget und von einem solchen zum Himmel erhoben, wie jedem Christen bekannt.

Dieses Letztere verschmolz den heidnisch-göttlichen Charakter der Berge mit dem christlichen; wie viele Kirchen, Klöster und Kapellen finden sich nicht noch heutigen Tages auf den Gipfeln der Berge erbaut? — Die ersten Verkünder des h. Evangeliums benützten gewöhnlich die Stätten, wo Götzenkultus sein finsternes Wesen trieb, dazu, um ein Haus des Herrn oder wenigstens das Zeichen der Erlösung (ein Kreuz) aufzurichten, dadurch aber die Macht des neuen Gottes den zu bekehrenden Heiden zu beweisen.

Ihre Nachfolger behielten diese Sitte ebenfalls bei.

Doch nicht überall fand das Volk einen Berg, daher versuchten schon die Israeliten in der Urzeit künstliche aufzuwerfen, um der Natur nachzuhelfen und den Gottheiten die beliebten Bergopfer darzubringen, über welche Abgötterei die Propheten nicht selten in heiligen Eifer geriethen. (Ezechiel 16. 24.)

Viel später, als dies geschah, erblicken wir die Slaven auf der Terrasse der Nordkarpaten solche Berge aufwerfen, um dies Andenken an die Verdienste einer Person bis auf die spätesten Zeiten zu überliefern, was sie auch erreichten und wie erwähnt, sehen wir die Hügel des sagenhaften Krakus und seiner Tochter Wanda erstehen, welchem löblichen Beispiele nach ungefähr eilfhundert Jahren die Polen bei Aufwerfung des Kosciuszko-Hügels folgten, aber wenn auch die Heiligkeit der Berge zum Theile schwand, so besteht die Liebe zu den Bergen fort, und ein magerer Ausdruck dessen mag die vorangegangene Skizze sein!

Ueber die Bewohner der Karpaten in Balizien.

Gleichwie der Name des eben erwähnten, stellenweise ausführlicher beschriebenen Gebirges der slavischen Sprache entnommen ist, ebenso ist es gewiss, dass er die Wiege vieler slavischen Völkerstämme war.

Die erste Erwähnung der Slaven überhaupt macht der Mönch Jornandes oder Jordanes, der nach Christi Geburt über das Jahr 552 hinaus lebte. Er sagt nämlich: „Mehr innerlich davon liegt Dazien, gleich einer Krone von hohen Bergen befestigt, an deren linker Seite gegen Norden und vom Ursprunge der Vistula (Weichsel) her, auf ungeheuren Strecken sich die zahlreiche Nation der Winiden (Wenden) niederliess. Deren Namen, obschon nur nach verschiedenen Familien und Ortsbezeichnungen verschieden sind, werden sie doch grösstentheils Slaven und Anten (Slavini et Antes) genannt.“³⁴⁾

In dem gleichzeitig lebenden grössten Geschichtsschreiber seiner Zeit, Procopius von Caesarea finden wir erwähnt: „Beide Geschlechter (Slaven und Anten) haben ein und dieselbe sehr rauhe Sprache, auch ihr Körperbau ist nicht sehr verschieden, denn alle sind stämmig und sehr stark. Ihre Hautfarbe ist nicht sehr weiss und die der Haare nicht sehr gelb (blond).“³⁵⁾

Die slavischen Völker, welche sich auf der Terrasse, die von den Karpaten mit ihren nördlichen Ausläufern gebildet werden, Ende des dritten Jahrhunderts angesiedelt haben mochten, erhielten, als auf Höhen wohnende Völker den allgemeinen Namen Chrobaten³⁶⁾ (Gebirgsbewohner). Die Geschichte der Slaven sagt, dass sie sich im IV. Jahrhunderte trennten. Theile der-

³⁴⁾ „De rebus Geticis“ Cap. 5 in Lud. Ant. Muratorii Rerum Italiacarum Scriptores Mediolani 1723 T. I Parte I p. 194.

³⁵⁾ Procopii Caesariensis: „Historiae sui temporis“ Parisiis 1662 Tom I pag. 498 De Bello Gothico Libro III cap. 14 Editio Bonnonsis II p. 334—335.

³⁶⁾ Erwähnten wir bereits Safařiks Meinung, müssen wir auch jene der Mon: pol. I. 26. zitiren, wonach der Namen Chrobaten ein Volk bedeute, welches ein grosses Land bewohne.

selben verliessen ihre heimathlichen Berge, verbreiteten sich unter ihrem Führer Czech im jetzigen Mähren und Böhmen, nahmen auch aus kindlicher Pietät gegen ihr selbstgewähltes Oberhaupt dessen Namen an. Unter den Kaisern Aurel und Diocletian verliessen wieder einige Stämme Chrobatien, schlugen ihre Sitze auf deren Einladung in Mösien und Syrmium auf, gründeten da die Reiche Serbien und Croatien, von welch' letzterm bedeutend später ein Theil den Namen Slavonien erhielt, ersteres aber eine bedeutende Macht und Herrschaft erlangte. Selbst das Land südlich der Karpaten, das jetzige Ungarn, erhielt von seiner grösstentheils slavischen Bevölkerung, so sehr auch dies von den Ungarn neuerer Zeit bestritten wird, den Namen Panonien, da sich dieselbe den stolzen Titel Panove (Herren) beilegte und um so mehr trotz gegentheiliger Bemerkung hiezu Grund hatte, als sie den römischen Eroberungen Einhalt zu gebieten wusste Roms Legionen schlug und römische Bürger zu Gefangenen machte.

Nach Ablauf des VI. Jahrhunderts nahmen nun die Slavenstämme feste Wohnsitze ein und dehnten dieselben bis zum schwarzen Meere, gegen die Donau und den Dnieper südlich ziehend, sowie im Norden und Westen gegen das baltische Meer und den Fluss Elster im jetzigen Königreich Sachsen aus. Ueber diesen ältern Zustand des Slavenvolkes berichtet Paul Josef Saffarik³⁶⁾:

„Etwa um die Mitte des VII. Jahrhunderts, mit dem Jahre 679 hörten die Wanderungen der Slaven auf und vielleicht um dieselbe Zeit oder auch schon früher wurde der erste Versuch gemacht, die Slaven zum Christenthume zu bekehren. Dieser Versuch gelang zwar zu Anfang des IX. Jahrhunderts sowohl im Süden, als im Westen vollkommen, nicht ohne grosse Veränderungen im Innern der Stämme selbst. Die zwei grossen slavischen Reiche Gross-Croatien und Gross-Serbien, beide im Norden der Karpaten, verschwanden schon zu Anfang des VI. Jahrhunderts, zum Theile von den Franken, zum Theil von den Gothen und Avaren unterjocht.“

Dem entgegen schreibt der griechische Kaiser Constantin Porphyrogenetos VII. über Gross-Chrobatien (*Chrobatia magna*) und über die Macht seiner Völker; also im IX. Jahrhunderte:³⁷⁾

³⁶⁾ Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten. Ofen 1836 S. 19. 20.

³⁷⁾ De administrando Imperio Cap. 32.

„Gross Chrobation, welches auch das Weisse genannt wird, ist aber bis zum heutigen Tage ohne Taufe geblieben, sowie die benachbarten Servier (in der heutigen Lausitz) und dies hat zwar nicht so zahlreiches Reiter- und Fussvolk, als das getaufte Chrobation, da es durch häufige Einfälle der Franken (Deutschen), Türken (Ungarn) und Patzinaziten (Petschenegen) beunruhigt wurde; es hat weder lange, noch kurze, noch Handelsschiffe, da es entfernt vom Meere liegt, nämlich auf dreissig Tage weit. Das Meer aber, von dem es auf so viele Tage Entfernung entlegen ist, wird das Schwarze genannt.

Nach dessen Schrift Cap. 30 war Weiss-Chrobation nach Verfall des grossmährischen Reiches noch immer so mächtig, dass es den vor der wilden Gewalt der Magyaren fliehenden Mähren einen Zufluchtsort gewährte und eigene Fürsten besass.

Der klare präzise Ausdruck Gross- oder Weiss-Chrobation lässt keinen Zweifel übrig, dass die von dem höchst verdienten Historiker Naruszewicz erwähnte Theilung Gross-Chrobations durch den San in Weiss- und Roth-Chrobation eine irrige sein dürfte und eigentlich einer spätern Periode angehört, wo der Name Chrobation bereits aus der Geschichte gewichen war. Die Volkstämme trennten sich im Verlaufe der Zeit durch confessionelle und andere Gebräuche, Schrift, Gewohnheiten, derart von einander, dass sich die Bruderstämme in der Folge, wie die Geschichte erzählt, schroff gegenüberstanden. Lebensweise, Sitten und Tugenden flüchteten in das Karpaten-Gebirge, wo sie ihre ursprüngliche Reinheit desto besser erhalten konnten, jemeher die Beschaffenheit des Bodens den umwohnenden fremden Völkerschaften den Zutritt zu dem Gebirgslande erschwerte.

Das ganze Leben des gemüthreichen slavischen Volkes war bis in die kleinsten Bräuche hinab von religiösen Glauben durchdrungen, daher gab es bei diesem überall heilige Orte und es bestand solch' eine Priesterherrschaft, dass der Name „Knias“ von Fürsten und Priestern gemeinschaftlich galt, wie wir dies noch jetzt aus den meisten slavischen Sprachen und Dialekten entnehmen können. Wir müssen demnach annehmen, dass die politischen, wie die Glaubens-Theilschaften, für sich abgeschlossene in ein Ziel verfließende Begriffe waren. Bei Völkern aber, welche sich noch in der ersten Entwicklung des Geistes befinden, erzeugen Spaltungen in der Religion (Mythus), Trennungen und aus diesen erwachsen dann erbitterte, oft Jahrhunderte lang andauernde Bruderkämpfe. Die Slaven standen aber schon überhaupt in uralter Zeit nach den Glaubenstheilschaften in einem

unversöhnlichen Hasse einander feindlich gegenüber, der auch dann noch fort dauerte, als eine neue Religion — Christi sanfte Lehre — an die Stelle der alten volksthümlichen trat und dies umsomehr, als diese den Slaven von zwei Seiten, die sich gleichfalls gar feindlich gegenüber standen. Im Westen des nun Galizien benannten Landstriches lernten die Slaven durch böhmische Priester die lateinische Religion und Schrift, im Osten hingegen durch byzantinische die griechische (orientalische) Religion, die glagolitische, späterhin cyrilische Schrift, bedingt durch diese Umstände änderten sich manche Gebräuche, die um so entfremdender auf diese einst vereinten Slaven wirkten, als die zwischen ihnen ausgebrochenen Kriege einen gegenseitigen Volkshass herbeiführten.³⁸⁾

Wie es heisst, wurde der Westen Chrobotiens bis gegen den Sau etwa von den Polen in den Besitz genommen, welche diesen Namen (Polanen) von den ausgebreiteten Ebenen an der Weichsel führen sollen, doch eben so gut, sich sowie die Czechen nach ihrem Führer Lech genannt haben können. Noch jetzt nennen die Russen in mancher Gegend den Polen Ljach, sicherlich nicht ohne Ursache, und so ist es nicht unmöglich, dass sich diese nach Lechs Tode als verwaist Polechu, Polachu, Polaki, Polacy nannten. Das Land der Weiss-Chroboten, durch mächtige Nachbarn begränzt, so im Westen von den Mähnern, nördlich von den Polanen, wurde natürlich oft die Beute eines oder des andern von Beiden. Der Verfall des grossmährischen Reiches bot den böhmischen Fürsten eine günstige Gelegenheit zur Erweiterung der eigenen Reichsgrenzen, die sie auch in der Folge über Weiss-Chrobatien ausdehnten; doch wurde Boleslaw I. Fürst von Böhmen (938—967) zur Anerkennung fränkischer Oberhoheit, nach vierzehnjährigem Kampfe, durch Kaiser Otto I. genöthigt, wodurch auch den ihnen untergebenen Chroboten gleiches Schicksal zu Theil wurde, indem selbes im Besitze Boleslaws II. von Böhmen blieb, bis Boleslaw Chrobry die Zügel der Regierung im Lande der Polanen ergriff und Chrobatien mit dem ererbten Stammlande zu einer Monarchie vereinigte, von welcher Zeit auch der Name Polen geläufiger wird.

In dem Landstriche am rechten Ufer des Sauflusses sasson muthmasslich an den Quellen des Bóg, im jetzigen russischen Gouvernement Podolien, die Drewlier oder Drewlanen, wie sie der Chronist Nestor nennt, und die wir schon in Herodots erstem Lande vom Meere im Reiche der Scythen jenseits des Borysthenes

³⁸⁾ Mon. Pol. I. p. 90. Cosmae Chron. I. 22. Friese: Kirchengeschichte des Königreiches Polen. (Breslau 1786) I. 12.

Namens *Hylaea*, welches soviel wie Waldland (*Silvania*) bedeutet wiedererkennen.³⁹⁾

Diese hatten im Süden am untern *Bóg* die *Duleber*⁴⁰⁾ zu Nachbarn, von ihrem Führer *Duleby* so genannt, an deren südöstlicher Grenze sich die Horden der *Petschenegen* ausbreiteten, welche um 1050 durch innere Spaltungen geschwächt, den Angriffen ihrer gemeinsamen Feinde erlagen und den *Kumanen* (*Polowcern*) Platz machten.

Nordwestlich der *Drewlanen* (*Waldbewohner*) dehnten an dem *Bug* heissenden Nebenflusse der *Weichsel*, in den Ebenen nördlich der Stelle, wo gegenwärtig *Lemberg* liegt, die *Ultiner* ihre Wohnsitze aus.

Nächst dem Sanflusse sassen in jenem Zeitraume schon Slaven vom Stamme *Lechs*, wie *Długosz* wissen will, sie wohnten eines Theiles um *Radymno* und hiessen *Radymiczanen* oder *Radymnen*, andern Theiles in der Gegend von *Belz* und dem *Bug*, welches sich *Wiatken* oder *Wiatyczanen* nannten, angeblich nach den zwei Brüdern *Radym* und *Wiatko*; doch *Nestor* verlegt die ersteren an den Flusz *Sosz* im Gouvernement *Mohilev*, letztere an den Mündungsort der *Okka* in die *Wolga* und vermehrt sonach die Verwirrung über die Ausbreitung der Volksstämme auf der *Karpaten-Terrasse*.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hiessen die Bewohner der *Karpaten-Vorberge* zu jener Zeit auch noch *Chrobaten*.

So wie die *Polanen* in entwickelter Macht sich zu Herren des Westens von *Chrobatien* machten, ebenso fand der Osten einen Herrn aus anderer Gegend.

Wladimir, Grossfürst von *Nowgorod*, einer der Nachkommen der Stifter des russischen Reiches (*Rurik*, *Sineus*, *Truwor*) und Sohn *Swiatoslaw* des Eroberers (gefallen 973 im Kampfe gegen die *Petschenegen* am *Dnieper*), erhob sich durch Brudermord auch zum Herrn des Reiches *Kiew*, somit zum Herrscher aller von *Warägo-Russen* beeinflussten Stämme und da ihm zu dem Zwecke der Selbsherrschaft das priesterliche Ansehen nothwendig schien, so vereinigte er es, dass vielleicht in jener Zeit dortorts nicht mehr in der Fürstenwürde inbegriffen war, mit

³⁹⁾ *Memor. Popul. ad Dannbium incolentium* T. II. Parte II. pag. 957. und „*De Slavis Venedis Antis Vilzis et Sorabis in Actis Societatis Jablonoviana.*“ *Lipsiae* 1773 pag. 30.

⁴⁰⁾ *J. A. Hoppe Aeltere und neuere Geschichte der Königreiche Galizien und Lodomerien.* *Wien* 1792 S. 56. 60. und *Ignaz Chodyncki. Historia miasta Lwowa Lwów* 1828 S. 1—3.

derselben in seiner Person, wie mehrere hundert Jahre nach ihm Peter I. zubenannt der Grosse, von Russland; auch eroberte er ganz Ost-Chrobatien und schlug es zu seinem Reiche, welches er von nun an Rus (Russland) nannte, doch am San begegnete er Böhmens Macht, die ihm keine fernere Ausdehnung gegen Westen gestattete,⁴¹⁾ auch dann nicht, als die Polen die Oberherren statt den Böhmen wurden.

Sowie er alle slavischen Religionen in Kiew, welches er zu seiner Residenz wählte, zu vereinen strebte, so spielt er in der russischen Profan-Geschichte und der Sage eine höchst wichtige Rolle. Die russischen Heldenlieder bilden einen Sagenkreis, dessen Mittelpunkt Wladimir ist, der ebenso seine Gefährten um sich versammelte, wie Carl der Grosse seine Pairs oder Arthur die Tafelrunde. Er wird immer die helle, freundliche Sonne genannt und so kann man ihn als den Sonnenfürst betrachten, der in der Sonnenburg (der weissen, hellen Stadt Kiew) wohnt und dessen Helden ebenfalls mythische Wesen sind.

Ebenso wenig daher die im Westen wohnenden durch die Polanen unterjochten Chroboten eigentlich Polen von Abstammung sind, ebensowenig wurden die von Wladimir unterworfenen Ost-Chroboten wahre Russen, sondern blieben Slaven eines Stammes und wenn wir bisher von Volksstämmen sprachen, so sollte dies eigentlich Familien heissen; nur die Religion brachte, wie bereits erwähnt, eine Scheidung hervor, die nahe an Klüftung grenzte.

Mieczyslaw von Polen wurde durch seine Gemahlin Dubrawa (polnisch Dombrówka) des Böhmenherzogs Tochter, zum Christenthume bekehrt und liess sich taufen. Seinem Beispiele folgten viele seines Volkes und alle legten hochzeitliche Gewänder an und wurden unter Christi Jünger gezählt; dass aber der Bruch mit der Religion ihrer Väter und die Annahme der Lehre Christi von Seite der Polen nicht das Werk eines Augenblickes war, ist sicher. Christliche Handelsleute und Kriegsgefangene, Flüchtlinge die nach dem Falle Mährens sich vor der Zerstörungswuth der Magyaren hierher geflüchtet und gastliche Aufnahme gefunden haben mögen, werden gewiss viele, wenn auch nicht einflussreiche Personen für das Christenthum gewonnen und hiedurch die Gemüther zur Bekehrung vorbereitet haben, aber durch Aufnahme des Fürsten in die christliche Religion, wurde diese zur herrschenden.

⁴¹⁾ Palacky : Geschichte Böhmens I. 226.

Noch mögen wohl viele Heiden in den vom Sitze des Regenten entfernten, oder mehr versteckten Gegenden den Göttern ihrer Väter geopfert haben, doch rastlos arbeiteten die Jünger des h. Evangeliums an der Bekehrung und so gelang das Werk, wenn auch deren Glaubenseifer mitunter Mittel gewählt haben mag, die ausser dem Bereiche christlicher Liebe und Milde liegen, doch so plötzlich wie einige Chronisten berichten, entsagten wohl nicht die hiesigen Bewohner ihren altergebrachten Gebräuchen und Gottheiten.

Im Osten wurde auch Wladimir, obwohl ein roher, ausschweifender Fürst, seiner heidnischen Religion überdrüssig, doch klug, wie er in allen seinen Handlungen war, liess er sich vorher vier verschiedene Religionssysteme, nämlich: das jüdische, türkische, abendländisch-katholische (römische) und griechische vortragen, um nach Belieben seine Wahl zu treffen, also nicht Ueberzeugung, sondern politische Ziele führten ihn zum Religionswechsel, was besonders zu beachten wäre.

Anfangs war er nicht abgeneigt sich zum Islam zu bekehren, wozu ihn, den stark sinnlichen Mann, der selbst das Ehebett des durch ihn ermordeten Bruders Jaropelk nicht ehrte, vorzüglich die Aussicht auf die Houris im Paradiese zu bestimmen schien, allein die Beschneidung erschien ihm als hässlicher Gebrauch und das Verbot des Weines ein lästiger Zwang, dem weder er noch sein Volk sich würde fügen können. Das Judenthum verwarf er aus dem Grunde, weil die Juden kein Vaterland haben.

Die Katholiken waren mit ihrem Systeme ebenfalls nicht glücklicher vor seinen Augen, als die frühern, nur das griechische Kirchenwesen fand Gnade vor ihm und er fragte die versammelten Bojaren um ihren Rath, welche ihm den klugen Bescheid gaben, einige weise Männer in die verschiedenen Länder zu entsenden, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, welche Nation Gott am würdigsten verehere.

Die Pracht des griechischen Gottesdienstes imponirte seinen Abgeordneten und sie machten eine so glänzende Schilderung davon, dass Wladimir sammt seinem Volke sich zur griechischen Kirche zu bekehren beschloss, wozu ihm die angebotene Verbindung mit Anna, Schwester des morgenländischen Kaisers Basil II. besonders bestimmte.

Wladimir liess nun die Bildsäule Peruns zu Kiew an den Schweif eines Pferdes binden und befahl zwölf Kriegern den Götzen mit Prügeln zu schlagen, sodann ihn in den Dnieper zu werfen. Sein Volk erstaunte, dass die bisher verehrte Gottheit

solchen Frevel nicht strafe, trat von der Unfehlbarkeit seines als Oberpriester herrschenden Fürsten überzeugt, nach und nach zur neuen Religion über.

Es würde uns nöthigen die Geschichte des Ostens von dem jetzt Galizien benannten Landstriche ausführlich niederzuschreiben, um die nach und nach bewerkstelligte Trennung des einst vereinten Chrobatiens klar zu schildern, was weit hinaus über den Bereich unserer Aufgabe schiessen würde, doch um mindestens einen Wegweiser für dieselbe zu geben, legen wir eine genealogische Tabelle der Fürsten von Halicz und Wlodimir⁴²⁾ (Galizien und Lodomerien) zur freundlichen Beachtung bei, nicht ohne zu bemerken, dass Polens Monarchen mit den warägo-russischen Fürsten öfter in Blutsverwandtschaft traten.

Die Annahme, als wäre das Volk in Ostgalizien ein klein-russischer Volksstamm, ist nach alledem Gesagten nicht richtig; der Name Ruthenen der Neuzeit wurde den lateinischen Zuschriften an Daniel Romanovicz und seinen Sohn Leon entnommen, worin dieselben „rex und bezüglich supremus dux Ruthenorum“ genannt werden, doch hatten Fürst und Volk nie ein gemeinsames Interesse mit den Russen selbst, im Gegentheile vereinte sich Ende des XVII. Jahrhunderts der grösste Theil dieser Ruthenen mit der lateinischen Kirche unter der Benennung „Griechisch-Unirte“, nachdem früher schon manche Kriege mit den Grossfürsten von Kiew in der Machtfrage zu Gunsten der haliczer Fürsten ausgefallen waren.

Theile dieser nun bestehenden Volkstämme, nämlich Polen und Ruthenen, nahmen dann wieder von der Lebensweise, auch manchmal von der Wohnstätte verschiedene Namen an, welche sie sich entweder selbst beileigten, oder von ihren Nachbarn erhielten; auf diese Art entstanden unter Andern die Góralen, welche Benennung Bergbewohner bedeutet, da sie ihre Wohnsitze in den Karpaten aufschlugen, gleich den Chrobaten, von denen sie mehr, weniger stammen dürften. Doch sind die Góralen nicht die reine Rasse, wie sie es einst unter Boleslaw Chrobry waren; Sprache, mitunter Gebräuche deuten darauf hin, dass sich im Laufe der Jahrhunderte Tataren, Russen, Ungarn, Türken, Schweden in den Urstamm mengten, doch blieb deren Einfluss immerhin nur ein lokaler, somit ein beschränkter, durch den Umstand herbeigeführter, dass durch Tatareneinfälle, die häufigen Kriege mit Ungarn, Russen, Türken, Schweden das Land von Menschen

⁴²⁾ Siehe am Schlusse dieses Werkchens die Andeutungen zur Geschichte von Halicz.

entblösst wurde, man daher Ansiedler suchte und fand, um die Lücken in der Bevölkerung auszufüllen.

So finden wir, wie erwähnt, in der Tatra Mongolen-Ansiedlungen, die Orte Turka, Turynka, Szwedów und andere enthalten in ihrem Namen die Deutung ihres Ursprunges. Im XV. und XVI. Jahrhunderte bevölkerten die Bischöfe von Krakau die nahezu menschenleeren Gegenden an den Flüssen: Poprad, Biala, Kamienica und Muszyna (in ehemaligen Sandecer Kreise) mit Ansiedlern slovakischen oder sogenannten wallachischen Stammes von jenseits der Karpaten, welche sich zur griechisch-orientalischen Religion bekannten und jetzt gleich den Ruthenen unirt sind.⁴³⁾

Zu allen den hier Erwähnten gesellten sich zur Zeit des grossen Mongolen-Einfalles (1236—1240) ein jenseits des Dniesterflusses wohnender Volksstamm, der sich sammt seinen Heerden vor der Wuth dieser Feinde der Menschheit in die Waldungen der Karpaten flüchtete und daselbst seine bleibende Wohnstätte aufschlug. Dieses Hirtenvölkchen, welches sich nur wenig mit Ackerbau beschäftigte, stammt muthmasslich von den Kumanen⁴⁴⁾ her, die um diese Zeit im Besitze eines grossen Theiles der jetzigen Moldau waren, von den Slaven Polowczer genannt wurden und ihre Wohnsitze bis zum schwarzen Meere ausdehnten. In den Karpaten siedelten sie sich vorzugsweise an den Quellen des Czeremosz und Pruth an, erhielten wegen ihres frühern Nomadenleben (koczowac) den Namen Huculen (Huzulen),

⁴³⁾ Lepkowski: Rus Sandecką niegdys Biskupczyzna w dobatku tygodniowym przy Gazecie Lwowskiej 1855 Nro. 30 ff. Graf A. Stadnicki: O wsiach tak zwanych woloskich (Lwów 1848) bezeichnet die innerhalb dieser Grenzen liegenden Orte als nach wallachischem Rechte ausgesetzt. Unter der Benennung Wallachen oder Wlachen, zur Griechenzeit Blacos, vereteht man überhaupt ein Volk, welches Viehzucht treibt und finden wir dies in der Bezeichnung „Mährische Walachei“ bestätigt, deren urslavische Bevölkerung gleich dem benachbarten durch Deutsche bewohnten „Kuhländchen“ von der schwunghaft betriebenen Viehzucht den Namen erhalten haben dürfte. Selbst die Ableitung des deutschen Namens „Kuhländchen“ von dem berühmten Dynasten-Geschlechte der Krawaře ändert an dieser Meinung nichts, um so weniger als der Name selbst einen Kuhhirt bedeutet.

⁴⁴⁾ Nach Bonfini Decad. II. 8. kamen die Kumanen unter der Regierung des Königs Bela IV. nach Ungarn, es wäre somit die Angabe mit der Zeitrechnung richtig, doch ebenso gut könnten die Huculen Nachkommen der Petschenegen sein, die Bielovski zufolge die Gegend zwischen den Karpaten-Vorbergen und dem alten Pokutien (Biblioteka Ossol. T. I. S. 6 (Lemberg 1862) bewohnten, in welcher Gegend Sarnicki: Descriptio et novae Poloniae 1585 den „Czarnylas alias sylva Pieczynegi“ erwähnt.

dehnten sich später bis zu den Quellen des Dniester aus. Jetzt ist es fast gebräuchlich, jeden Bewohner der östlichen Karpaten einen Huculen zu nennen.

Trotz alledem findet man im Gebirge noch immer bedeutende Spuren echten Slaventhums der alten Zeit, da die Einwirkung der Kunst und Civilisation viel zu unbedeutend, der Gebirgsbewohner durch seine ihm liebgewordenen Berge von der übrigen Welt geschieden ist und sich ganz seiner Lehrerin, der Natur, die er bewohnt, überlässt. Als ihr lebendiges Ebenbild steht er unter ihrem Gesetze, erfüllt was sie ihm gebietet. Ihr überlassen, ist er einfach, wie sie. Seine Berge schützen ihn gleich einem Schilde, vor moralischer Verderbniss; die ursprüngliche Spur der Menschheit ist hier vor Heuchelei gesichert.

Es sei uns gestattet in unsern „Bildern“ die beiden Gattungen der Gebirgsbewohner einzeln vorzustellen.

I. Der Góral.

Sowie die polnischen Bewohner der Ebene, sondern sich die Bewohner des Gebirges (Góralen) ebenfalls und zwar nach Bergen und Hauptthälern in eigene Abtheilungen, die man füglich Familien nennen könnte, weil sich die Bewohner eines Hauptthales mit seinen Abzweigungen und Verbindungen bis auf Kleinigkeiten ähnlich, obwohl als Ganzes unter einander sehr wenig verschieden, da sie von gleichem Stamme entsprossen, gleiche Wohnsitze und Lebensweise führen, somit auch gleiche Bedürfnisse haben, wenn man bei ihnen überhaupt von solchen reden kann, da sie sich ganz auf dasjenige einschränken, was das höchste Bedürfniss den von Viehzucht und dem sehr geringen Ackerbau Lebenden abfordert und kein Eigennutz, keine Aussicht des Bessereins treibt sie aus diesem Zustande aufwärts.

Es fallen uns besonders folgende Hauptbenennungen unter den Góralen auf: die Bewohner der Sajbuscher Gebirge und Thäler (Zywiecczani), die Góralen von der Babia góra (Babiagórcy) endlich jene im Tatragebirge (Górale z pod Tatry), weiter östlich macht sich wie in der Ebene, so auch im Gebirge ruthenischer Einfluss unter den wenigen Ansiedelungen polnischer Zunge geltend, der nach und nach in die Huculen Tracht und Eigenschaften übergeht, sich demnach der Besprechung an diesem Orte entzieht.

Der Góral überhaupt ist stark an Leib und Geist; der Bau seiner Gestalt entspricht den Eigenheiten des Bodens, den er bewohnt, ist kräftig und schön, oft riesenmässig gross, seine Bewegungen sind ungewöhnlich schnell und geschickt, voller Leben; seine Physiognomie hat wirklich etwas Edles. Er ist offen, aufrichtig, religiös bis zum Aberglauben, empfindsam, mitfühlend, freigebig, gastfrei, verständig, muthig bis zur Verwegenheit, ausdauernd, gesund und fröhlich, dabei liebt er die Scholle, auf der er geboren, mit einer Inbrunst, die etwas Rührendes hat. In der Regel gelingt ihm jedes Unternehmen, denn er beginnt Alles mit ungewöhnlichem Feuer und Eifer, Wind und Wetter sind für ihn keine Hindernisse, bei einer beschlossenen Reise.

Seine Offenheit und Aufrichtigkeit sieht man sowohl in seinen Handlungen, wie in seinen Reden, er wünscht Jedermann Gutes. Da aber der Gute in der Regel leichtgläubig ist, so hält er auch Alles für gut, lernt er aber einmal das Böse kennen, wird er bei seinem Erwerbe, ausserhalb seiner heimatlichen Berge hin und wieder betrogen, oder wird er bei seiner angeborenen Gutmüthigkeit verrathen, so ändert sich mit Blitzesschnelle sein Naturzustand, und Rache kocht in seiner Brust. Manchmal unfähig, sich an dem einzelnen Menschen der ihn hinterging oder ihm Unrecht that, zu entschädigen, rächt er sich derart, dass er dann gegen Alle ein Misstrauen hegt und alles betrügt!

Aus diesem Grunde machen viele Reisende Rachsucht dem Góral zum Vorwurf, doch sehr mit Unrecht, denn diese findet man nur im Süden Europas bei den heissblütigen Bewohnern der dortigen Gegenden, wo sie nicht eher ruht, bis sie sich an dem Gegenstande ihres Hasses gekühlt hat, während bei dem Góral der aussergewöhnliche Seelenzustand in Betracht zu ziehen ist, der die Ursache von Handlungen sein dürfte, von denen sein sonst gutes Herz bei nüchternem Verstande zurückschaudert. Die Aufrichtigkeit und Offenheit des Gebirgsbewohners gegen Jedermann erfordert wohl und mit dem vollkommensten Rechte eine gleiche Verfahrungsart gegen ihn. Sein von Natur, welche doch nichts Schlechtes schafft, gutes Herz, empört sich bei einer entgegengesetzten Behandlung, sein ganzer Seelenzustand ändert sich; er will sich für das Erlittene entschädigen, in seiner schlichten Geradheit wählt er hiezu nicht die geeignetsten Mittel, die ihn in den Verdacht der Rachsucht brachten. Niemand ist indessen leichter zu versöhnen, als eben er, wenn er nur von der Aufrichtigkeit der Versöhnung gegnerischer seits überzeugt wird

und an die Besserung seines Beleidigers glaubt, was jedoch immer schwerer fällt, je öfter er hintergangen wurde.

Seine Religiösität ist erklärlich, da er emporgehoben über die Niederungen der Erde, dem Himmel näher und von den manigfachsten Wundern der Natur umringt ist, welche ihm Gottes Allmacht täglich vor die Augen führen. Die Wahrnehmung immer neuer Erscheinungen in der hehren Natur, sowie das ihm Unbegreifliche ihrer Entstehung erhitzt seine ohnedies rege Einbildungskraft und er schwärmt sodann im Geiste in einer bezauberten Welt, woher das polnische Sprichwort: *plecie jak Góral w goracze* „er redet irre, wie ein Góral in der Hitze!“ stammen dürfte. Das beständige Sinnen in dieser ihm unerklärlichen, daher fremden Sphäre, führt ihn dem Aberglauben in die Arme, dem er ein treuer Jünger, aus Mangel an Schulbildung wird.

Unermüdliche Arbeitsamkeit äussert sich stets beim Góral, hindert ihn theilweise in dem erwähnten Sinnen und Brüten, wodurch in ihm mehrere Tugenden erzeugt werden, die dem Bewohner des flachen Landes, wenn auch nicht fremd, so doch in geringerem Grade eigen sind. — Die karge Erde lohnt ihm die auf sie verwendete Mühe nicht und überlässt ihn oft, trotz mühsamster, anstrengender Arbeit dem grössten Mangel. Will er ein Feld urbar machen, so hat er eine Menge Gestein und Felsgerölle wegzuschaffen, fruchtbare Erde anderswoher zu schaffen und auch dann trägt ihm der magere Boden im besten Falle nur etwas Hafer und einige Erdäpfel. Dieses armselige Erträgniss eines mühsam und mit rastlosem Eifer bearbeiteten Bodens, verschüttet ihm nicht selten der Schnee, hindert ihn an der Einheimsung und benimmt ihm fast alle Aussicht auf die für die winterliche Existenz berechneten Nahrungsmittel. Oder irgend ein Wildbach reisst ihm mit seinen plötzlich angeschwellten Fluthen gar den „Acker“ weg und Mühen, sowie Schaffen beginnen von Neuem. Trotzdem hängt der Góral mit inniger Liebe an der Scholle des Bodens, die ihm seine Anstrengungen manchmal so schlecht lohnt, auf dem er jedoch geboren, als an dem Erbe seiner Väter. In seinen Augen haben die fruchtbarsten Ebenen nicht den Reiz, den diese steinigen, nackten, der Kultur oft widerstrebenden Berge ihm bieten. Immer wieder kehrt er zu ihnen zurück, wenn ihn das Schicksal oder Erwerb von ihnen entfernte.

Durch seine rege schwärmerische Einbildungskraft weiss er sich recht gut in das Unglück Anderer zu versetzen und da er

nicht selten selbst unglücklich ist, wird er theilnehmend. Gefühlsvoll wie er ist, kann er auch nicht ungastfreundlich sein; die Häuser stehen grösstentheils einzeln, oft mehrere tausend Schritte von einander entfernt; selten giebt es im Gebirge Dörfer mit aneinander gebauten Häusern, da eine Familie zur Erhaltung ihres Lebens eine grosse Strecke Landes benöthigt; gar schmale, wenig gebahnte Saumwege führen oft zu den Hütten empor. So abgesondert von allem Verkehre mit der übrigen Welt, ist die Freude natürlich zu erklären, die er bei Ankunft eines Fremden empfindet; er bewillkommt den Ankömmling, führt ihn in seine einsame bescheidene Hütte, in der das Mobiliar karg und von ihm verfertigt ist. Ist dieser ein in der Gegend Fremder, so thut auch Vieles die Neugierde, um denselben bestens zu empfangen und zu bewirthen, was die Hütte vermag, wird herbeigeschafft und mit Herzenseinfalt geboten.

Es bedarf unstreitig viel Gegenwart des Geistes, Muth und Entschlossenheit, um auf den mitunter steilen Klippen der Karpaten, besonders der Tatra auf irgend ein Wild Jagd zu machen, bei welcher Gelegenheit man staunend seine Bekanntschaft mit allen Schluchten, Klüften, Bergstürzen und furchtbaren Abgründen sieht und wie er mit der Gefahr vertraut ist. Nicht minder ist auch Geschicklichkeit, Vorsicht, Urtheilskraft und Geistesgegenwart nothwendig, wenn er die steilsten Felsgipfel erklimmt, den dort stehenden Baum fällt, ihn in den tief unten schäumenden Wildbach rollen lässt, aber zugleich mit dem Stamme sich pfeilschnell, die Axt in der Hand auf demselben stehend in die fast grausenhafte Tiefe herablässt! Unten angelangt, hält er die einzelnen Stämme auf, bindet sie in Flösse und schifft auf ihnen in Sturm und Überschwemmung nach dem bestimmten Orte.

Doch auch der Verstand des Gebirgsbewohners ist nicht vernachlässigt, das heisst: verwildert, denn es ist kein geringer Grad von Ausdauer, Fleiss und Kraft, wie nicht minder Naturverstand nöthig, um der steinigen, steril-kalten, often Ueberschwemmungen ausgesetzten Abdachung des Karpatengebirges einigen schlechten Hafer und etwas Erdäpfel abzurufen oder zu entlocken, als in den fetten Ebenen des Flachlandes am Dniester, San, an der Weichsel u. s. w. reiche und ergiebige Ernten zu erzielen, ohne die Furcht hegen zu müssen, sein Felderträgniss bei Einbruch eines zeitlichen Winters verschneit und verdorben zu sehen. Gesund und kräftig wie der Góral ist, eignet er sich vorzüglich durch seine letztern Eigenschaften, mit welchen er

alle Widerwärtigkeiten, Hindernisse und Angriffe der erzürnten Elemente besiegt, zum Soldaten, da derjenige, welcher den Kampf mit dem manchmal grimmig kalten stürmisch tobenden Wetter, der Wuth des Wassers, der Unfruchtbarkeit der Erde zumeist siegreich besteht, sicherlich auch nicht in jenem versagen wird, wo er gegen Menschen und Geschosse steht.

Der Góral ist zufrieden, da seine Nahrungsbedürfnisse äusserst bescheiden sind, vielleicht die bescheidensten, die man im ganzen Lande kennt und das will viel sagen: Ein Stück Haferbrod und sei es auch so hart wie ein Bein, genügt ihm; doch hat er einen frischen Haferkuchen (placek) in heisser Asche gebacken, eine aus Mehl und gesäuertem Haferschrott erzeugte Suppe (Zur) oder gar auch Erdäpfel, so sind die höchsten seiner Wünsche erfüllt. Auch unter ihnen giebt es welche, die weder Mangel leiden, noch auch bessere Genüsse nicht kennen, sie besitzen eigene Schafe, wohl auch Kühe, Ochsen, bei denen ist eine Fleischspeise oder eine Bratwurst auch keine Seltenheit, wie denn dies auch in der Regel überall zu finden ist, dass es Wohlhabende und Arme giebt.

Als Lieblingsgetränk gilt den Góralen, wie überhaupt allen Nordslaven der Branntwein.

Liebig nennt wohl den Branntwein einen Wechsel, welchen der Mensch auf seine Gesundheit ausstellt, welchen er aber immer prolongiren muss, weil er aus Mangel an Mitteln ihn nie einlösen kann und nach dieser These verzehrt der Nordslave und die meisten Nordländer überhaupt ihr Capital anstatt der Zinsen und danach zu urtheilen, müsste dies den Bankerott des Körpers unvermeidlich zur Folge haben, doch mässig genossen, sind diese Spirituosa keineswegs so schädlich, wie wir lebendige Beweise in Menge in Polen, Russland, Ostpreussen auch anderwärts vorführen könnten, obwohl es ein Fluch der gebrannten Wässer ist, dass sie bald zur Gewohnheit, nach und nach zum Bedürfnisse werden, dadurch die Gesundheit der Menschen untergraben, wie namentlich Beispiele von Eingewanderten zeigen, doch dem Ureinwohner ist der Branntwein nicht nur Erheiterung, sondern fast Bedürfniss in allen Lagen des Lebens; er ist ihm Nektar bei Freudenfesten, Stärkung in der Arbeit, sowie bei allen grössern Unternehmungen, er ist ihm nicht minder Tröster in Kummer und Leid, wodurch es auch kömmt, dass der Pole in der Ebene, wie im Gebirge sich vom Schicksale nicht gänzlich niederdrücken lässt, weil der Branntwein der Sorgenbrecher ist, der ihn nach

einigen Tagen von den herbsten Schicksalsschlägen wieder aufzurichten vermochte.

Doch können wir nicht umhin einige, mitunter komische Wirkungen des Branntweines hier in Kürze zu notiren, um so mehr, als dieser ein wahrhaftes Nationalgetränk ist und selbst auf dem Tische der Aristokratie in seiner verfeinerten Gestalt als Liqueur, oder Rosoglio nicht fehlen darf.

Es liegt in der Natur der Sache, dass bei Festlichkeiten, insbesondere Taufen, wacker dem Branntweine noch vor der Taufhandlung zugesprochen wird und wenn die Pathen mit dem Kinde in die oft entlegene Kirche fahren, sind sie bereits in einem mehr als hoiter erregtem Zustande, und da ereignet es sich oft, dass sie das Hausnummer-Täfelchen des Hauses der Mutter (be- hufs Vergleichung des Conscriptions-Nr. in den Pfarrbüchern und zur Vermeidung von Irrungen in amtlichem Verkehre) da- heim vergessen, da sie dieses verpflichtet sind dem Seelsorger zur Eintragung in die Taufmatrikel vorzuweisen, helfen sich diese Kinder des Gebirges aus dieser Verlegenheit damit, dass sie oft in einem weit entfernten Dorfe irgend ein solches Haus- nummer-Täfelchen borgen und ihrer Pflicht genügend vorweisen, wodurch sich bei der nächsten Conskription die komischesten Situationen ergeben, indem es sich nicht selten trifft, dass unter dem vorgewiesenen Numero in dem Heimathsorte des Täuflings irgend eine uralte Matrone wohnt, die längst Enkel, wohl auch Urenkel ihr eigen nennt, welcher aber trotz ihrem Sträuben die unverhoffte Nachkommenschaft zugeschrieben wird.

Gewöhnlich vergessen die guten Leute auch noch in ihrer Schnapslaune den Namen für ihren Taufkandidaten und geben ihm nicht selten einen Taufnamen, der bereits mehrfach vor- kommt, wodurch man in der Folge die Kinder mit neuerlichen Beinamen unterscheiden muss.

Der Branntwein ist es, der oft die besten Freunde wegen einer Kleinigkeit in Streit und Schlägerei bringt, und wenn man solch' einen Blaugeschlagenen im nüchternen Zustande fragt, wer ihn so jämmerlich zurichtete, erhält man die naive Antwort: „Wer anders, als mein Freund!“ doch nach Verdunsten des Rausches reichen sie sich die Hände und sind wieder die alten Freunde, als wäre überhaupt gar nichts zwischen ihnen vorge- allen, was Misshelligkeiten oder Derberes zur Folge hatte.

Um die bescheidenen Genüsse zu erlangen, nach denen sein Sehnen strebt, darf der Góral sich nicht auf die Mutter- Erde verlassen, da dieselbe mit unergiebigem Bergen bedeckt,

nur schwer dem Wunsche ihrer Bewohner nachzukommen vermag. Der Góral ist bemüssigt, auf andere Mittel zu sinnen, um sich zur Erhaltung seiner Familie die Mittel zur Beschaffung der Nahrung zu verschaffen.

So versorgt ein Theil der Gebirgsbewohner nicht nur die nähere Umgebung, sondern auch das Flachland bis an die Weichsel und darüber hinaus mit Brettern, Schindeln, Pfosten und mancherlei hölzernen Hausgeräthen, als: Trögen, Kochlöffel, Nudelwalker u. s. w. mitunter auch mit Tischler und Schnitzarbeiten von vorzüglicher Meisterschaft, die sie bis Krakau, Przemyśl und Lemberg zum Verkaufe bringen und da ein jeder Góral ein fertiger Zimmermann von Haus ist, so verdingen sich manche derselben als Zimmerleute in die Ebene. In innigem Zusammenhange stehen damit die Flössarbeiten auf einigen grössern Wildbächen, die ihren Ursprung im Gebirge haben und bei Aufschwellen nach Regenwetter oder der Schneeaufthauung die Mittel bieten, um die vorrätigen grossen Holzlager auf die einfachste Art in die Ebene zu befördern.

Manche verlassen gegen die Schnitt- und Erntezeit ihre Berge und suchen mit der Sense in der Hand in dem Flachlande Galiziens, noch mehr aber in jenem Ungarns entsprechende Beschäftigung; man findet solche Schnitter im Banat, der Bácska und andern Orten, es sind fleissige Arbeiter, aber leider, wie ich aus eigenem Sehen mir die Ueberzeugung verschaffte, zumeist dem Trunke ergeben, weshalb sie gewöhnlich nicht viel für daheim ersparen.

Andere wieder, welche sich mit einer grossen Vorliebe den Titel Handelsleute beilegen, nähren sich vom Verkaufe grober, zu Hause erzeugter Leinwand, gedörrtem Obst, getrockneter Fische, selbst erzeugtem Theer, Harz oder Zündschwamm.

Die grösstentheils im Gebirge bestehenden Glashütten und Eisenwerke beschäftigen mitunter Einige dieses Volkes, zumeist aber blos als Tagelöhner, sowie die im Osten schwunghaft betriebenen Salzsiedereien, nicht minder die Salzgruben, dann Kohlenbrennereien und Pottaschesiedereien u. dgl.

Alle diejenigen Gebirgsbewohner jedoch, welche während des Sommers ausserhalb ihrer Berge, Arbeit, Beschäftigung und daraus fliessenden Verdienst suchten, kehren bei Annäherung des Winters mit ihrem erworbenen Gelde an den heimatlichen Heerd in ihre geliebten Berge zurück, um da ihr sauer verdientes Brod im Kreise der Ihrigen zu verzehren.

Eine Gattung dieser Gebirgsbewohner verlässt aber des

Sommers ihre Berge nicht, sondern wandert im Gegentheile im Frühjahre, wenn der Schnee schmilzt, höher in dieselben und befasst sich da mit der Schafzucht, ein Hirtenleben führend, da die hier vorgefundenen Alpenkräuter den Geschmack der Milch und den daraus bereiteten Käse verbessern. Sie nähren sich während dieser Zeit von Milch, Käse und Molken. Auf den Höhen sieht man sodann eine bedeutende Anzahl Sennhütten (Salasze). Umzäunte Stellen (Koszary) in welche die Schafe nach der Weide hineingetrieben und über Nacht gelassen werden, bei diesem ein kleines Häuschen, Koliba genannt, in welchem von der gewonnenen Milch der Käse erzeugt wird und welches dem Bača und den Juhasen zum Nachtquartiere dient, stellen diese Salasze vor. Dass die Schafzucht den Ungarn abgelernt wurde, sieht man daraus, dass bei Beiden der Bača (von bătya — der ältere Bruder) der Oberhirt und Juhász (von juh — das Schaf) der gewöhnliche Schafhirt genannt wird.

Bača, der mehrere Juhasen unter seiner Leitung hat, wird gewöhnlich einer der ältern Schafhirten, welcher nicht nur in der Bereitung der Käse und Molken, der Hütung der Schafe erfahren ist, sondern auch einige Kenntnisse in Heilung erkrankter Menschen und Thiere besitzt. Bei dieser ist er natürlich grösstentheils Charlatan, da er die Krankheiten durch Absprechen derselben und andere mystische Mittel zu vertreiben verstehen soll. Wird Mensch oder Thier nach dieser geheimnissvollen Heilart nicht gesund, nun, so ist das Individuum behext.

Hieran wollen wir einige betrachtende Notizen über einige Krankheiten, sowie einige eingebürgerte Volkskuren reihen, die das hiesige Volk besonders charakterisiren, demnach hier am Platze sein dürften, doch müssen wir zugleich beifügen, dass der hiesige Aberglaube ausser dem Wahne an das Verhexen von Menschen und Thieren, noch in dem Glauben an die schädliche Wirkung des bösen Auges (Blickes) gegenüber dem Menschen, sowie an andern längst verpönten Albernheiten festhält.

Ausser dem erfahrenen Bača sind die hiesige Volksmedici natürlich zumeist alte Weiber und allerhand Charlatane, welche durch Beschwören, durch gewisse mystische Mittel, sowie durch sympathische Stücke die Krankheiten heilen zu können vorgeben. So finden wir z. B. dass der Gelbsüchtige in eine ausgehöhlte Möhre haren muss, welche sodann und mit ihr die Krankheit an einem entfernten Orte vergraben wird; ist Jemand durch jähen und heftig erschütternden Schrecken erkrankt, so kann er nur genesen, wenn man ihn mit einem Stücke dessen, das die Ursache des Schre-

kens war, räuchert, wodurch man die Krankheit ganz gewiss vertreiben soll; ist übrigens ein Patient so schwer erkrankt, dass er nicht das Lager verlassen kann, so wird es als besonders gesundheitsbefördernd angesehen, wenn man ein Stück seines Gewandes, durch eine verlässliche Person seiner Sippschaft nach dem Wallfahrtsorte Kalwaryja sendet und hier auf irgend einem Gesträuche nächst der Kirche aufhängt u. dgl. mehr.

Als Volksmedizin spielt der Branntwein eine bedeutende Rolle und bei den meisten Krankheiten ist er mit Pfeffer mehr oder minder gemengt, ein arcanum probatum, sowohl im Gebirge, wie in der Ebene, gegen dessen Anwendung kein Protestiren gilt, im Gegentheile wird in solchen Fällen die Pfeffer-Dosis im Verhältnisse zur Stärke der Krankheit vermehrt, gleichzeitig aber auch recht viel Sauerkrautwasser dem Kranken zu trinken gegeben.

Der häufige Genuss von unreifem Obste erzeugt regelmässig einige Ruhrkrankheiten, welche viele Opfer hinraffen, da Aerzte hier nur in den Städten zu treffen sind und das Volk diese Krankheit mit gedörrtem Obste, namentlich Birnen, nebst dem landesüblichen gepfefferten Branntwein, verlässlich zu heilen glaubt.

Bei Fiebern pflegt der Kranke ein Stück seiner gewöhnlichen Kleidung abzuschneiden und dieses auf die besuchteste Strasse hinzulegen, in dem Wahne, wer dasselbe aufhebt, werde auch das Fieber sofort erhalten, heimnehmen und er davon befreit sein. Wird dieses indessen ein Zehrfieber, so ist zur Erreichung der Gesundheit das Fett eines alten Hundes unbedingt höchst empfehlenswerth, welches über einem raschen Feuer zerlassen, möglichst warm genossen werden muss, soll die Wirkung nicht ausbleiben.

Eigentlich herrschende Krankheiten giebt es hier keine, da sowohl Klima wie Wasser keinen Wunsch übrig lassen, die Kleidung aber der Körperkonstitution angemessen ist. Fieber sind wegen dem nicht allzu raschen Wechsel von Wärme und Kälte selten; von andern Krankheiten war im Jahre 1847 der Hungertyphus eine besondere, aber schreckliche Erscheinung welcher viele tausend Personen erlagen. Eine nicht minder erwähnenswerthe Krankheitserscheinung ist, keineswegs einzelnt, der Kropf im Grybower Bezirke, dessen Ursprung und Ursache in dieser Gegend meines Wissens noch nicht ärztlich untersucht wurde, der aber auch in dem benachbarten Bezirke von Muszyna unter der ruthenischen Bevölkerung herrschend ist.

Doch kehren wir zu unserm Gegenstande nach dieser ver-

zeihlichen Abirrung zurück, nämlich der Betrachtung über die Schäfer und den Erwerb aus der Schafzucht, welche hier das einzige Mittel ist, wodurch dem Acker der wenige Dünger zugeführt wird, nichts desto weniger der einzig lohnende Nahrungszweig bleibt.

Am schönsten ist der Anblick, wenn mit nahendem Herbste die Schafherden von der Sommerweide nach Hause in die sogenannten Dörfer getrieben werden. Um die Heerde tummeln sich grosse, schöne weisse Schäferhunde, die so stark sind, dass ein einzelner auch den Kampf mit einem nach Lammsbraten lüsternen Wolfe eingeht, in welchem Falle ihm jedoch die Hirten mit Feuerbränden zu Hilfe kommen, vor denen der Wolf Reissaus zu nehmen sucht, dadurch aber die Kampfeswuth der Schäferhunde benachbarter Heerden erweckt, die ihn stets eine gute Strecke verfolgen. Gleich hinter der Heerde kommen singende Mädchen, die der Heerde entgegen gegangen waren, dann die festlich geschmückten Hirten, die entweder auf der Geige musizieren, den Dudelsack oder die Hirtenpfeife (ligawka) blasen; den Schluss bildet der Bača hoch zu Ross, um ihn tragen Pferde die verschiedenen, im Gebrauche gewesenen Schäfergeräthschaften, die Zeichen seiner Würde. Die Rückkehr der Heerden in ihre Winterstallungen ist ein Festtag bei den Eigenthümern, die von dem gewonnenen Käse (Bryndza) nur einen gewissen Theil bekommen, während den andern der Bača auf eigene Rechnung verwerthet.

Wie alle Slaven, lieben auch die Góralen Gesang und Tanz. Ihre Lieder, Schöpfungen ihrer romantischen Einbildungskraft, haben mitunter Ähnlichkeit mit den Krakowiaken der Weichsel-ebene, doch aber auch Balladenform, irgend eine fürchterliche That schildernd. Diese sind schwermüthig, binden sich nicht allzusehr an den Takt, ahmen gleichsam den Widerhall der Berge und Wälder nach und werden zeitweise wie diese, wenn vom Nebel bedeckt, nahezu düster. Ihre Tänze, die im Allgemeinen dem serbischen Kolo ähneln, zeigen die Geschicklichkeit und Fertigkeit des Góralen: mitten unter seinen Luftsprüngen wirft er seinen Stock mit dem daran befindlichen Beilansatze (toporek oder walaszek) in die Höhe und schwinget ihn, nachdem er denselben äusserst behende auffing, über seinem Haupte; die Kunstschritte sind jenen zu vergleichen, welche der Magyare beim ungarischen Solotanze „cifrázni“ nennen. Die Mädchen stehen im Kreise herum, harrend des Augenblickes, wo die Reihe der Aufforderung zum Tanze an sie kömmt.

Zu bemerken ist hier überhaupt die Emancipation des weiblichen Geschlechtes, welches unbeschadet des guten Rufes ohne irgend einer weiblichen Begleitung die Dorfschenken und den Tanzboden besucht, überhaupt eine seltene freie Bewegung genießt, die bei angeborener Natürlichkeit es mit sich bringt, dass das vertrauensvolle Entgegenkommen von dem männlichen Geschlechte oft missbraucht wird, doch hindert der Fall eines Mädchens dasselbe keineswegs beim Eingehen ehelicher Bande und das uneheliche Kind hat gleiche Rechte im Hause mit den in der Ehe gezeugten.

Übrigens kümmern sich die Eltern wenig um die Erziehung der Kinder, welche oft noch im 7. Jahre im Kleide der Unschuld unserer Stammeltern im Paradiese wandeln, sondern überlassen dies der sorgenden Mutter Natur, die ja auch ihre Lehrmeisterin war. Wenn wir noch weiter zur Beachtung empfehlen, dass der Schulunterricht in einem Gebirgsdorfe, wegen der Terrainverhältnisse bedingt, selbstverständlich nur ein höchst mangelhafter sein kann, dabei aber sehen, dass der Verstand dieses Gebirgsbewohners keineswegs vernachlässigt ist, wie wir dies bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten, so müssen wir seine vorzugsweise Lehrgeberin — die gütige Mutter Natur — bewundern, um so mehr, als weder körperliche noch geistige Missgestaltung oder Verkommenheit hier zu treffen ist, auch Idioten, Cretins (Trotteln, Fex, Blödsinnige) wie in den Alpenländern Tyrol, Steiermark, Salzburg hier gar nicht vorkommen.⁴⁴⁾

Die Witterungskunde ist natürlich bei einem Volke, welches stets in der freien Luft der hehren Natur lebt und mit dieser in immerwährender Berührung steht, ausserordentlich ausgebildet und ein gewisser nicht zu leugnender poetischer Anstrich schmückt sie hier.

Ihr Reichthum an Poesie zeigt sich überhaupt in ihren Legenden, Sagen und Märchen, nicht minder haben sie auch einen nicht zu vertilgenden Glauben an übernatürliche, in ihren Bergen heimische Wesen.

Ihre Legenden haben dem Christenthume ihr Entstehen zu danken; die meisten und volksthümlichsten handeln, von der

⁴⁴⁾ Als eine Naturerscheinung im Tatra-Gebirge beschreibt Prof. Dr. A. Kozubowski: O karlakach mianowicie przed tatrowyeh S. 37 — 236 in Rocznik wydziału lekarskiego w uniwersytecie Jagiellonskiem Tom IV. (Kraków 1841) einen mit einem Kropfe behafteten Blödsinnigen unter Beilegung einer Abbildung und Erwägung aller betröfß der Cretins und Idioten erschienenen vielen höchst interessanten Schriften, welche uns eben zu obigem Ausspruche bestimmen.

heiligen Kunigunde, wie z. B. dass die Engel ihr eine feste Burg auf den Felsmassen der Pieninen erbauten, wie wir dies bereits erzählten; eine zweite handelt davon, als sie vor diesen Barbaren floh, soll sie einen Stein betreten und ihm die Gestalt ihres Fusses eingepreßt haben. (Der Stein selbst wurde bei Lopuszna im ehemaligen Sandecer Kreise gefunden und in die ihr gewidmete Klosterkirche Sancta Clara zu Alt-Sandec übertragen). Die Entstehung des Poprad, die Auffindung des Salzes in Wieliczka und andere handeln von dieser Heiligen. Auch der heilige Johann von Dukla, die heiligen Brüder Gervasius und Protasius und viele andere haben ihre hier heimischen Legenden.

An die Heidenzeit erinnert noch mancher Sage und der Glaube an allerlei Geister, was diese Gebirgsbewohner mit andern Völkerschaften so ziemlich gemein haben. Nur eine Gattung sei besonders erwähnt, es sind dieses die Dziwozony (wilde Frauen). Der Sage nach, waren sie halb übernatürliche, weibliche Wesen, wilder Gestalt, wilden Sinnes und sehr boshaft. Ihr langes Haupthaar flatterte, furienartig, frei in der Luft, ihr ganzer Leib war ungewöhnlich behaart und ihre Brüste so gross, dass sie dieselben auf den Schultern tragen mussten; das Haupt deckte ein rothes Mützchen. Ihren schlimmen Ruf erhielten sie davon, dass sie sich mit dem Stehlen und Verwechseln neugeborener Kinder befassten, was auch die Furcht vor ihnen, besonders bei den Wöchnerinnen begründet. Sie lauerten bei den Häusern der Kindbetterinnen, schlichen, wenn sie dieselben allein wussten, und vorzüglich, wenn der Vater nicht daheim war, in die Stube, stahlen das neugeborene Kind und legten dafür das ihrige hin, welches unruhig, hässlich und überhaupt eine schreiende Missgeburt war. Doch konnte man sie, der Sage nach, zwingen, das geraubte Kind wieder auszuliefern. Die getäuschte Mutter erfasste nämlich den Wechselbalg, trug ihn auf einen Kehrichthaufen, strich ihn gehörig mit Birkenruthen, tränkte ihn mit faulen Eiern, speisete ihn mit Eierschalen und rief dabei fortwährend die Worte: „Nimm Dir das Deine, bring' mir das Meine!“ Das getroffene Mutterherz verläugnete sich auch bei der Dziwozona nicht; das Jammern und Schreien ihres misshandelten Kindes bewog sie dann immer, den Eltern das gestohlene Kind zurück zu geben, dagegen das ihrige wieder zu nehmen.

Unstreitig ist da eine grosse Aehnlichkeit mit dem einst in Deutschland grassirenden Aberglauben über ein vom Teufel mit einer Hexe erzeugten, einer Sechswöchnerin unterschobenen, also ausgewechselten Kinde, woher dieses den Namen Wechselbalg

erhielt. Der gemeine Haufe hielt gewöhnlich die mit der englischen Krankheit behafteten Kinder für solche Wechselbälge, wohl auch jene, die mit Kröpfen auf die Welt kamen und die man Kielkröpfe nannte.

In den meisten Sagen und Märchen spielen grösstentheils Schätze, edle Metalle und Steine, die auf verschiedene Art in das Innere ihrer Berge gelangten, eine grosse Rolle, nicht minder der Teufel (im Góralen-Idiome *debel*) mit welchem mancher Schwätzer sein Scharmützel bestand, welche Geschichten unwillkürlich an den aufgeklärten Luther erinnern, der auf der Wartburg mit dem Teufel scharmuzirte und ihm sein Tintenfass nachgeworfen haben soll, wie man das aus einigen Tintenflecken an der Wand beweisen will. Verzeihung dem Natursohne daher, dem zu einer Bildung fast Alles mangelt, wenn er derlei Glauben hegt und pflegt.

Eine Sage vom Berge Gewont im Tatra-Gebirge erzählt, dass in seinem Innern ein Mönch an einer diamantenen Säule mit goldenen Ketten angeschmiedet sei, welcher jenen der ihn erlöst, mit reichen und kostbaren Schätzen belohnen würde. Aber der Zugang zu seiner Grotte ist sehr schmal, nicht für Jeden sichtbar und jedes Licht verlöscht sofort darin. Nur die Anwendung einiger geheimen Mittel setzt den Glücklichen in die Lage den Versuch wagen zu können. — Ob diese märchenhaften Sagen wohl eine Ahnung sind, dass auch die nördlichen Karpaten-Abdachungen derartige Schätze enthalten, wie die südlichen? — denn es ist nicht wohl anzunehmen, dass der offene biedere Sinn des Góralen eine solche Sehnsucht nach dem ihm eigentlich unbekannten Golde hätte, wie sie sich in seinen Sagen und Märchen kund gibt.

So unter manchen andern besonders Burgruinen betreffenden auch jene von Rytro in der Nähe der altehrwürdigen Stadt Alt-Sandec. In den hiesigen etwa um die 30-er Jahre verschütteten Kellern sollen der Sage nach ungeheuer reiche Schätze aufgespeichert liegen, und deren Hüter ist Marcinek, der einzige Bewohner dieser Trümmer, ein ruheloser verdammter Geist, der von dem hiesigen Land- und Gebirgsvolke auf seinem Schimmel reitend zur Nachtzeit angeblich häufig gesehen wird. Dieser Sage nach war Marcinek bei seinen Lebzeiten Verwalter dieses Schlosses, der in Hülle und Fülle lebte, auch nicht ermangelte, gleichgesinnte Gesellschafter um sich zu versammeln, die gleich ihm stets betrunken waren, das Mark des Bürgers und Landmannes auszusaugen, dann in Saus und Braus zu verprassen.

Als ihm nun eines Tages sein Weinorrath auf die Neige kam, reiste er behufs Einkaufes frischer Weine in das benachbarte Ungarland, wo er mit einem Kaufmanne über mehrere Fässer Handels eins wurde, nachdem er die schwersten als diejenigen bezeichnete, die er zu erstehen gedenke.

Mit seiner Ladung im Schlosse angekommen, öffnete er eines der erworbenen Fässer und machte die angenehme Entdeckung, das selbes mit puren Gold- und Silbermünzen angefüllt war. Er besann sich nicht lange, angeborener Geiz trieb ihn, fremdes Eigenthum zu behalten.

In Kürze darauf bemerkte indessen der Verkäufer seinen Irrthum und herben Verlust, ermahnte den Burgvogt Marcinek, ihm das durch ein Versehen ausgefolgte Fass mit Geld gutwillig rückzusenden, wogegen er ihm nebst einem Fasse seines besten Weines noch eine Vergütung zusagte. Statt dem Wunsche des Verkürzten nachzukommen, wie es Recht und Billigkeit erheischt hätten, läugnete dieser die Thatsache gänzlich und vergrub zu grösserer Sicherheit den unrecht erworbenen Schatz mit der schmutzigen Gier eines Habsüchtigen in einem der tiefsten Keller des Schlosses.

Der Ungar verklagte ihn, nachdem er alle friedlichen Mittel der Güte und freundschaftlicher Anträge vergeblich versucht hatte, vor dem Gerichte zu Alt-Sandec, welches Beide zur Eidesleistung aufforderte.

Beide schwuren, der Kläger ehrlich und wahrheitsgetreu, Macinek durch Geiz und Habsucht verblendet, falsch: „Die Erde soll mich nicht in ihren Schoss aufnehmen und Gott mir nach meinem Tode keine Ruhe gönnen, wenn ich Unwahrheit rede!“ so schloss letzterer seinen Schwur und blieb im Besitze des Mammons.

Der Meineidige erkrankte bald hierauf und starb plötzlich. Die rächende Nemesis zeigte auch hier ihre unversiegbare Kraft, indem durch Marcineks Meineid wohl ein Familienvater um seine angesammelten Schätze zur Versorgung seiner Familie gebracht wurde, dieser sich aber die ewige Verdammnis für seine unersättlich schmutzige Geldgier holte.

Der Fluch des Ungars, der den ruhelosen Bewohner Rytros traf, hält auch den unterirdischen ungeheuren Schatz menschlichem Auge verschlossen, welcher selbst der Wünschelruthe der Schatzgräber voriger Jahrhunderte sich nicht offen legen wollte, nichts desto weniger weiss die rege Phantasie der Hirten manches schaaale und alberne Märchen hierüber zu erzählen, welche jedoch

durch den Mangel eines fesselnden Interesses lebhaft deren Ursprung verrathen.

Eins der im Volksmunde verbreiteten Geschichtchen lautet dahin, dass in unsern Tagen bereits, einem armen Hirten, der seine Schafe an den Bergesabhängen die magere Grasausbeute abweiden liess, durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall der Hut vom Haupte und in eine der zahlreichen Felsspalten fiel, wo derselbe spurlos verschwand. Alle Bemühungen zur Wiedererlangung des Hutes waren vergeblich und des Trostlosen Jammertöne erfüllten mit ihrem Echo die Gegend. Diese kummervollen Ausrufe des jungen Burschen sollen nun den geistigen Bewohner des Felsens bewogen haben, ihm den Hut aus der Oeffnung wieder zuzuschnellen, der freudig erregt, auf ihn zustürzend ihn mit blankem Golde gefüllt fand.

Ein missgünstiger Genosse des übergelücklichen Hirtenknaben wollte nun auch gleich diese günstige Gelegenheit zur Erwerbung von Reichthum benützen und warf seinerseits eiligst die eigene Kopfbedeckung in die Felsspalte, die er nur zu schnell, jedoch mit Bruchstücken verschiedenerlei Gesteines gefüllt, aus derselben zurück erhielt, und gleichzeitig schloss sich die Oeffnung, ohne bis jetzt einem menschlichen Auge wieder sichtbar geworden zu sein.

Dies sei eine der vielen Sagen, die man im Volksmunde des Gebirges trifft, welche mehr oder weniger Märchen aus Tausend und einer Nacht ähneln und die lebhafteste Erfindungsgabe einer erhitzten Hirtenphantasie verrathen.

Unter den feierlichen Gebräuchen, welche zumeist dem Heidenthume entstammen, kommen hier folgende hervorragende vor:

Die Zeit des Schnittes oder das Erntefest, bei welcher Gelegenheit dem Herrn des Ackers der ährenreiche mit Blumen und Bändern geschmückte Erntekranz — eigentlich ein kronenartiges Gewinde — welcher ehemals am Altare der Göttin Zywa niedergelegt wurde, überreicht zu werden pflegt.

Sehr häufig, fast überall, trifft man die Johannesfeier, am Vorabend des Festes St. Johannes des Täufers (Sobotki) mit manchem Aberglauben vermengt und ebenfalls aus der Heidenzeit hergeleitet, da in jener dunklen Zeit, sowie bei den Germanen auch bei den Slaven derartige Feste der Lebensgöttin (Zywa, anders auch Zywie, Dziwa, Dziwona, Siba), welche unter dem Symbole der Sonne (des wohlthätigen Lichtes) verehrt wurde, gefeiert worden sind. Auf manchem der hiesigen Berge lodert

ein gewaltiges Johannesfeuer, welches durch andere in der Ebene erwiedert wird.

Beachtenswerth ist das Fest des heiligen Abends, an welchem reichliche Speisen den Abendtisch des Landmannes zu decken pflegen und selbst die Hausthiere werden an diesem Abende mit Brod, sowie andern zubereiteten Speisen bedacht. Um Mitternacht äussern sich diese mit menschlicher Stimme, dem allgemeinen Aberglauben nach, lobend oder tadelnd über ihre Herren und enthüllen dem aufmerksamen Zuhörer die nächste Zukunft. Überhaupt wird diese Nacht als eine solche betrachtet, in welcher dem Fragenden manche Blicke in das kommende Jahr gestattet werden.

So christlich sich das Weihnachtsfest ausnimmt, so ist es doch die bei den alten heidnischen slavischen und germanischen Völkern bestandene Feier des Festes der wiedererwachenden Sonne, denn da der Stand derselben die vier Jahreszeiten bedingt, so waren auch die ihr geheiligten Tage über das ganze Jahr vertheilt. Diese Bedeutung ist natürlich dem Volke unbekannt und das Fest erhält durch den Umzug mit dem Christkindlein einen spezifisch christlichen Charakter.

Ebenso ist die Sitte, dass sich die jungen Leute zu Ostern mit Wasser angiesen und mit Weidenruthen schlagen (smiergust, Schmergostern von Schmeck-Ostern) ein Ueberbleibsel der alten Frühlingsfeste zu Ehren der Lebensgöttin Zywa, welche als Sommeronne Leben und Wärme, dagegen Morana, (Marzena) die Winteronne Kälte und Tod repräsentirt.⁴⁵⁾

Erwähnenswerth sind ferner die Hochzeitsgebräuche der

⁴⁵⁾ Zywa dürfte in der Bedeutung so ziemlich gleich sein mit Zywie, Zywot (das Leben) aber auch mit dziewa (die Jungfrau) und mit dziwna (die Wunderbare), woraus wir ersehen, dass den alten Slaven einige Poesie innewohnte da sie zugleich Göttin der Liebe war und somit in einer Person vorstellte, dass in der Liebe das Leben ruhe und dass das Leben nur dann einen grössern Werth besitzt, wenn die Liebe ihm denselben verleiht. Beschreibungen derselben finden wir in: „Bothonis Chron. Brunsv pict. in Leibnitii Script. Brunsv I. pag. 339“ dann: „Voyage dans quelques parties de la basse Saxe pour larecherche des antiquites Slaves on Vendes fait en 1794 par le Comte Jean Potocki (Hamburg 1794) fig. 22. Nach Lepkowski: „Notatki z podrózy archeologicznej“ Gazeta warszawska z. r. 1853 Nr. 320 S. 4—5 wurde sie in dem Gebirgskessel um Sajbusch (Zywiec) verehrt, woher der polnische Name der Stadt stammt. Das Gegentheil von ihr war Morana (Marzena); in ihrem Namen liegt nicht blos der Begriff des Todes, sondern auch des Dunkels, des Schwarzen, Schmutzigen, wie wir es an der Erde sehen. So aufgefasst und in ihrer Identität mit Marzena ist sie die Erde, Geburt und der Tod zugleich, wodurch die empirische Wahrheit, dass der Mensch und was ihn ernährt von Erde kommt und zu Erde wird, wie zu einem religiösen Axiom erhoben sich darstellt.

Góralen, welche jedoch in den verschiedenen Gegenden der Karpaten in einigen Kleinigkeiten von einander abweichen, daher nicht überall gleich sind. Im Tatra-Gebirge und seiner Umgebung, als dem Sitze echter Góralen sind nachstehende Gebräuche und Feierlichkeiten im Schwunge.

Wenn die bereits zahlreich versammelte, zur Vermählungsfeier gebetene Gesellschaft zur Trauung in die Kirche fahren soll, verlangt der Festordner (Starosta) für das junge zu vermählende Paar den elterlichen Segen. Die Eltern der Braut, welche zur Veranstaltung des Hochzeitsmales verbunden sind, stehen mitten in der Stube, ihnen nähert sich die töchterliche Braut, fällt ihnen zu dreien Malen zu Füßen, nach ihr kömmt der Bräutigam und thut ein Gleiches. Mutter und Tochter lassen ihren Zähren freien Lauf, die ihnen auch reichlich über die Backen rinnen. Der Vater und Bräutigam vermeiden dieses für einen Mann nicht geziemende Schmerzenszeichen und erhalten sich in einer wehmuthsvoll freudigen Stimmung.

Während dieser Zeremonie werden von der Gesellschaft verschiedene Lieder schwermüthigen Inhaltes gesungen, die auf die Trennung der Mutter von der Tochter Bezug haben.

Nach dieser feierlichen Familienhandlung verfügen sich alle Junggesellen mit dem Bräutigam zur Thüre der Kammer, wo sämtliche weibliche Gesellschaft einzeln hinausgeht und die junge Männerwelt den Bräutigam bei Jeder fragt: „ob etwa dies die von ihm Erkorone sei,“ was dieser natürlich in so lange verneint, bis diese wirklich, und zwar die letzte im Zuge, an die Reihe kommt. Hierauf setzt sich der Zug zu Wagen und zu Pferde in Bewegung, um recht bald in die Kirche zu gelangen.

An der Spitze desselben berittene junge Männer, ihre Hüte mit Blumen, Bändern, Pfauenfedern geschmückt, in den Händen schwenken sie weisse Tücher, ihren Stock mit Beilansatz, auch wohl eine Flasche mit Branntwein. Diesem folgen die Wagen mit den Brautführerinnen (druzki) mit den gesammten weiblichen Verwandten und Bekannten, mitten unter ihnen die Staroscina oder die weibliche Festordnerin (Brautmutter); nun kömmt der Wagen mit der Braut, dann jener mit der Festmusik und letztlich jener des Bräutigams mit dem Reste der eingeladenen gesetzten ältern Männer, unter denen es übrigens recht lebhaft hergeht.

Unter fortwährendem Gesange, wohl auch Pistolenschüssen, wird die Fahrt bis ungefähr Mitte des Weges nach der Kirche fortgesetzt, wo, wenn alle Wagen bis auf jenen des Bräutigams

eine gewisse Stelle passiert haben, einige muntere junge Leute mit einem aus Stroh gewundenen Seile den Weg sperren und sich gleichsam als eine Sicherheits-Commission geberden. Sie fragen den Bräutigam um Namen, Herkunft, Zweck der Reise und verlangen auch Beglaubigungsschreiben. Auf diese Fragen ertheilt ihnen der Starosta, sich stellend, als läse er das Gesagte aus seinen Papieren, lauter verkehrte und komische Auskünfte, bis endlich der Bräutigam ungeduldig wird, das Strohseil zerreist, worauf dann den vorgefahrenen Wägen nachgeeilt wird.

Nach der Trauung wird wieder mit einem darauf bezüglichen Gesange die Rückfahrt angetreten, welche jedoch nicht mehr ins Elternhaus, sondern gemeiniglich ins Wirtshaus geht, wo das Ehrenmal aufgetischt wird. Nach Tische findet eine Art Handel um die Braut (*targ o panne mloda*) statt, d. i. es werden der Reihe nach alle Brautführerinnen, sowie die Braut selbst von den jungen Männern dem Neuvermählten um einen gewissen Preis, Eine nach der Andern, angeboten. Während dieser Zeit sucht die Braut zu entfliehen, so gebietet es die Sitte, weil man jetzt zu einem Hauptpunkte der ganzen Ceremonie, nämlich dem Aufsetzen der Haube (*czepienie*) gelangt ist; doch sie wird von den anwesenden Junggesellen ergriffen und zum Niedersetzen genöthigt. Die Staroscina nähert sich hierauf der Braut, nimmt ihr den Brautkranz mit den Bändern vom Haupte und schenkt ihn den Musikanten, giebt ihr dann mit der Hand einen Backenstreich, zerschlägt überdies auf ihrem Rücken einen irdenen Topf und dies Alles deshalb, damit sich alle Geräthe in ihrer neuen Haushaltung erhalten mögen. Endlich setzt sie ihr die Haube auf, bei welchem Akte die Neuvermählte einige darauf bezügliche Strophen eines sicherlich uralten Liedes singt. Des andern Tages kommen Alle zusammen, ausschliesslich Jene, welche der Katzenjammer oder der Rausch zu Hause hält, und zwar Nachmittags, wo dann unter Gesang die Mitgift der Braut, bestehend in einem vollständigen Bette sammt Bettstatt, dann einer vielfärbig bemalten Kiste mit ihren Kleidungsstücken, sowie einige Geräthschaften auf einen Wagen geladen wird.

Die Versammlung gibt dabei den Neuvermählten das Geleite bis zum Hause des jungen Ehemannes, um die Haushaltung zu prüfen, wobei immerhin einiger Brantwein zu sich genommen wird. Mit diesem Akte erreichen endlich die Vermählungsfeierlichkeiten ihr Ende.

Bei Begräbnissen ist höchstens zu bemerken, dass nach Einsegnung der Leiche am Grabe durch den Priester, wie in der

ganzen Christenheit wohl üblich, jeder der Anverwandten, der Freunde und geladenen Gäste eine Scholle Erde auf den Sarg des Verstorbenen hinunterlässt, was übrigens in der altslavischen Sitte des Aufschüttens grosser Hügel über den Resten ihrer Lieben (Mogily) begründet sein dürfte. Die Sitte, Trauerkleider zu tragen, ist diesem Volke gänzlich unbekannt.

Der Anzug des Góralen ist eben so einfach, wie bescheiden. Ein kurzes Hemd ohne Kragen mit einem messingenen Knopfe (spinka—Spange) geschlossen; eine enge weisstuchene Hosen nach Art der ungarischen Beinkleider, reicht bis unter die Knöchel und wird mit Hafteln zusammengeheftet; ein lederner, fast einen Schuh breiter Leibgurt (pas) mit kleinen messingenen Nägeln und Reifchen beschlagen, verbindet gleichsam Ersteres mit dem Letzteren. Als Fussbekleidung dienen ihm Bundschuhe (kirpce) d. i. ein Stück rauhes Fell, in Schuhform dem Fusse angepasst und mit Schnüren bis eine Spanne ober dem Knöchel gewickelt, befestigt. Ein kurzer, weiter Kittel von grobem, kaffeebraunem Tuche (gunia genannt) deckt die Schulter, wird aber nur umgehängt und nicht geschlossen. Das mit lang gelocktem Haare gezierte Haupt, deckt ein niedriger, runder Hut, oder auch eine Mütze aus Lammsfell, überdies hängt ihm über die Schulter noch eine lederne Tasche, gleichfalls mit Messingnägeln geschmückt, herab, auf der Reise die doppelte Eigenschaft eines Requisiten-Arsenales und eines Proviantstasches^s versehend. Dies ist die Kleidung des Góralen in jeder Jahreszeit, zeitweise nur bei weiten Reisen hat er einen kurzen Schafspelz darunter, aber selbst im härtesten Winter die Brust blos, er muss daher, wie man sieht, unermüdet thätig sein, um die seinem Körper nöthige Wärme zu erhalten und er weiss die Wohlthat der freundlichen Sonnenstrahlen ganz besonders zu würdigen. Sein steter Begleiter ist der bereits erwähnte, bei allen galizischen Gebirgsbewohnern gebräuchliche Stock mit dem beilänlichen Ansätze, den er aber im Momente, der Gefahr bei einem Angriffe oder der Vertheidigung eines einheimischen wilden Thieres weglegt und charakteristisch genug mit blossen, unbewaffneten Händen den Kampf mit demselben eingeht.

Über die Tracht des weiblichen Geschlechtes sei gesagt, dass sie zierlich wäre, nur ist eine sichtliche Ueberbürdung mit einer Menge weissen Linnen vorherrschend. Auf dem weissleinenen Hemde, welches am Halse mit einem zumeist rothen Bändchen zusammengebunden wird, sind Stickereien mit blauer oder rother Wolle, aber auch Seide, ebenso an den bauschig breiten

kurzen Aermeln, welche zeitweise mit Spitzen eingefasst sind, besonders in der Gegend von Czarny Dunajec, wo ich die schönsten aber auch gefallsüchtigsten Góralinen sah. Schürze, Rock, Kopftuch (rantuch) ist weisslinnen oder lichtgeblumt. Das einzige färbige Stück ihrer Tracht ist das gewöhnlich grüne, oft auch rothe, enganliegende Mieder, mitunter mit Gold- oder Silberborten als Verzierung eingefasst, vorne zum Schnüren; die Füße bedecken entweder Bundschuhe oder Stiefel, besonders lieben sie es sehr, rothe oder gelbe Saffianstiefeln zu tragen. Der Kopfputz ist bescheiden; bei Mädchen ist das Haupt mit verschiedenen Bändern geschmückt, welche an der Haarflechte herabhängen; die Vermählten tragen eine Art Haube und darüber das Kopftuch. Der Góralinen schmucke Gestalt, und nicht selten schöne Gesichtsbildung macht sie, die Naturkinder des Gebirges, eitel und gefallsüchtig, was bei ihrer Naivität ihren Fall, manchmal sehr früh schon, zur Folge hat.

2. Der Hucule.

Das bei 6000 Köpfe zählende Völkchen der Huculen bewohnt, wie wir bereits früher zu erwähnen Gelegenheit hatten, die wildromantische, stellenweise aber bereits waldentblösste Karpaten-Abdachung von den Pruthquellen gegen die Bukowina, welche in der frühern Administration unter dem Namen des stanislawower- und kolonyjer-Kreises bekannt war, doch erstreckt es seine Wohnplätze auch auf die südliche Seite dieses Gebirges im marmaroser Comitate Ungarns, namentlich an der sogenannten schwarzen Theiss.

Weit entfernt davon, um im Culturleben der Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie einst eine Rolle zu spielen, bleiben die unter dem erwähnten Namen bekannten Bewohner des genannten Gebirgsstriches immerhin eine interessante Erscheinung, die unsere Beachtung durch Eigenthümlichkeiten uns fremder Art verdient.

Von den sogenannten Ruthenen rings umgeben, nahm es deren Sprache und Religion an, seit welcher Zeit es zu den eifrigsten Bekennern der griechischen Kirche zählt, deren Union mit der lateinischen in diesem Gebirgsstriche erst nach Aufhebung des disunitischen über 200 Köpfe zählenden Basilianer-

Klosters Skit⁴⁶⁾ am Einflusse des Skitez in den Maniawa-Bach i. J. 1783 durchgeführt werden konnte, welches Kloster im XVII. und XVIII. Jahrhunderte fast dieselbe Rolle unter den Beken- nern der griechisch-orientalischen Kirche spielte, wie einst das berühmte Peczora-Kloster in Kiew, aus welchem nebst dem rus- sischen Chronisten Nestor viele kirchliche Grössen hervorgingen.

Wir können nicht umhin bei dieser Stelle zu bemerken, dass durch das Aufgeben der mitgebrachten Sprache, das Volk das stillschweigende Bekenntniss gab, aufhören zu wollen, ein Volk zu sein, denn auf nichts hat ein Volk ein heiligeres An- recht, als auf die Sprache, da sie der Ausdruck seiner Empfin- dungen, wie seiner Vorstellungen ist, wodurch sich ein Volk von dem andern unterscheidet, und mit dem Verluste der eigenthüm- lichen Sprache erlischt auch die Art in früherer Art zu denken, zu empfinden — die Nationaleigenthümlichkeit. Es ist wohl nicht anzunehmen, dass die Huculen nur deshalb ihre heimische Sprache mit der russischen vertauschten, weil diese viel edler und ausgebildeter, nein! eben auch diese war zu jener Zeit noch im rohesten Zustande unbegonnener Entwicklung, wie das Volk selbst, das sie ihr Eigen nannte, aber als Barbaren, die sie im Grunde waren, erschien den Huculen die Sprache nur als blosser Gewohnheit, deshalb musste diese in einem fremden Lande, im Umgange mit Fremden bei den Stammesangehörigen zu Grunde gehen und mit der russischen Sprache nahm dieses Völkchen auch die Art in ihr zu denken, somit einen fremden Volksgeist in sich auf, der sich in ihm verkörperte, was auch um so leichter gelang, als der den beiden Stämmen eigene griechische Cultus ein starkes Bindemittel zwischen beiden bilbete.

Die Huculen ähneln in den körperlichen Eigenschaften ihren westlichen Nachbarn, den polnischen Góralen, durch ihren regen Verkehr mit der freundlichen Natur, da gemeinsame Wohnsitze und gleiche Lebensweise gewöhnlich auch gleiche Gewohnheiten und nahezu gleiche Gemüthsart erzeugen, obwohl sie die von ihren Vorfahren ererbten Eigenschaften nicht ganz zu verwischen vermögen. Die Männer sind ebenmässig hoch ge- wachsen, eher riesig, voll frischer Kraft, zumeist Sieger im Kampfe mit den Elementen, dabei von edler Gestalt. Lebens-

⁴⁶⁾ D. J. Wagilewicz: Monastyr Skit w Maniawie. (Lwów 1848) S. 14. Bischof Joh. Szumlanski konnte sich nur durch Ablegen des Gelübdes im Klos- ter Skit seinem alten Glaubeusbekenntnisse treu bleiben zu wollen, von dem Verdachte reinigen, dass er auf eine Union der orientalischen Kirche mit der abendländischen hinarbeite.

gefühl ist es, was man aus dem Blitze des Auges, diesem Sinne des Lebens, sowie aus Wort und That des Huculen entnehmen kann, doch hat er in Folge seiner muthmasslichen Abstammung von dem kriegerischen Reitervolke, den Kumanen, seine dunkle, ernstfinstere Physiognomie, sowie einen gewissen Trotz gegen Wind und Sturmeswetter, wie nicht minder gegen Menschen beibehalten. Es ist auch nicht zu läugnen, dass dieses Volk das roheste von ganz Galizien ist und trotz mancher Eigenthümlichkeiten echter Slaven, nicht wenige Fehler asiatischer Horden an sich hat. Besonders ist der Hucul dem Trunke ergeben, der Branntwein (horylka) ist ihm ein Göttertrank, den zu missen ihm schwerer fällt, als zeitweise Hunger zu leiden. In dem Zustande hieraus entstandener Erregtheit kömmt es nicht selten vor, dass er stiehlt oder sonst einen Frevel begeht, welchem selbst strenge Strafen und die grösste Wachsamkeit der Obrigkeit nicht immer Einhalt zu thun vermögen.

Im Landstriche der Huculen war der gefürchtete Doboszczuk, der sich oft in dem bereits erwähnten Kloster Skit um den Preis eines Metzens Silbergeldes⁴⁷⁾ sein Gewissen zu erleichtern pflegte, und andere Räuber zu Hause, deren Thaten von Alt und Jung gleichsam zum Ruhme der betreffenden Familie mit den verführerischsten Farben geschildert werden. Auch jetzt noch ereignet es sich nicht selten, dass wenn ein Verbrecher zum Tode geführt wird, einige aus seiner Verwandtschaft jubeln und frohlocken über das Glück dessen, welcher dem Tode durch Henkershand entgegengeführt wird, denn „man führe ihn wie einen grossen Herrn dazu!“

Wohl charakterisirt eine solche Denkweise dieses Völkchen nicht besonders günstig, doch wird noch immer bei aller, wegen Mangel an Schulunterricht herrschenden Sittenverderbniss Alter und Tugend sehr hoch geachtet. Ein biederer, gottesfürchtiger Mann steht bei ihnen in grossem u. besonderm Ansehen.

Die Huculen befolgen die äusserlichen Gebote ihrer Kirche auf das emsigste. Ganze Schaaren frommer Wallfahrer besuchen die wegen ihrer Wunderthätigkeiten oder Ablässe berühmten Kalvarienberge zu Paclaw, Kalwaryja oder die stark frequentirte Ablasskirche zu Kobylanka Jahr aus und Jahr ein. Vor dem Austritte aus dem heimathlichen Dorfe oder Wohnsitze wählt jeder Zug einen Führer, dem alle Wallfahrer auf die Dauer der ganzen Reise, während welcher sie mit lauter Stimme nach dem

⁴⁷⁾ D. J. Wagilewicz a. a. Orte S. 14.

Vorsänger religiöse Lieder singen, sich gehorsam erweisen müssen. Macht sich Jemand der Gesellschaft während der Pilgerfahrt eines Vergehens gegen das Eigenthum seines Nächsten schuldig, wird er ertappt und darüber beim Führer der Prozession eine Klage eingereicht, so muss der Schuldige nicht nur den gethanenen Schaden ersetzen, sondern wird überdies auch sehr streng gestraft und von seinen Wallfahrtsgenossen verachtet.

Ausser einigen Legenden über die Gründung des mehrerwähnten Klosters Skit, dann über die fromme Lebensart einiger Einsiedler in den Grotten und Höhlen der Czernahora, diesem Wahrzeichen der Huculen, haben sie eine Menge Sagen über die Gräuelthaten, wo die Tataren oft verheerend über die Landesmarken hereinbrachen, doch handeln die Huculen-Sagen auch meistentheils von Schätzen, welche in gewisse Felsen eingeschlossen, in den Seen der Czernahora versenkt, in den Kellern des Klosters Skit vergraben sind, zu denen man aber nur nach Gebrauch gewisser mystischer Mittel gelangen kann, aber auch von einer Gattung Wesen, die dem Heidenthum entstammen, die man bei Russen, Ruthenen, Ukrainern findet und die Russalky heissen, den Nixen der alten Deutschen oder den Najaden der alten Römer ähneln und die russischen Nymphen vorstellen. Diese, obwohl reizbar, haben doch manche liebliche und sanfte Eigenschaften, sind lockend, flüchtig, anmuthig, voll Freiheit, Muthwillen und harmoniren deshalb mit ihrer menschlichen Umgebung vorzüglich. Sie spielen in den Sagen eine wichtige Rolle; als schöne Jungfrauen mit grünen Haaren wiegen und schwingen sie sich auf den Aesten der Bäume, baden in Seen und Flüssen, spielen auf den Fluthen und kämmen ihre Haare auf grünen Wiesen am Wasser. Ihr Gegensatz scheint Gorinia (die Berggöttin) gewesen zu sein, doch kommt sie in den Sagen fast gar nicht vor, trotzdem es den Anschein hat, als müsste diese hier viel heimischer als jene sein.

Den Huculen ist auch der Glaube an Vampyre ⁴⁸⁾ oder so-

⁴⁸⁾ Viel dürfte zur Ausbreitung dieses Aberglaubens eine missverstandene Mittheilung aus dem im Mittelalter neu entdeckten Welttheile, wie nicht minder Reiseberichte aus Ostindien beigetragen haben. Hier und zwar in Gujana, Brasilien, Surinam und andern Orten ist die Heimath der Vampyre oder Blutsauger (*Vesperugo spectrum*) die grösste bekannte Gattung der Fledermäuse. Durch das Wehen ihrer Flügel erquicken sie den Schlummernden, lecken ihn mit ihrer rauhen Zunge die Haut auf und wenn das Blut, an welchem sie sich sattgesogen haben, aus einer Hauptader strömt, so kann sich der Fortschlummernde leicht verbluten. (Tob. Wilhelm: Unterhaltungen aus der Naturgeschichte der Säugethiere I. Theil).

genannte Blutsauger eingewurzelt und mancher noch Lebende wird als zukünftiger Vampyr bezeichnet, weshalb er allgemein gefürchtet wird, doch erfüllt man willig alle seine Wünsche, um sich seiner Gunst zu vergewissern. Nach dem allgemeinen Aberglauben dieses Völkchens, welchen übrigens auch die Russen und Wallachen theilen, sind Vampyre derartige Todte, die ihr Grab verlassen, den Lebenden ihr Blut aussaugen, um sodann wieder in dasselbe zurück zu kehren, wo sie fett und frisch erhalten bleiben, wogegen ihre ausgesaugten Opfer auszehren und bleich wie Gespenster werden. Der Annahme nach schlich sich dieser bereits alte Glauben an Vampyre aus dem Oriente ein; unter den griechischen Christen bildete sich nämlich schon in alter Zeit der Glaube aus, dass die im Kirchenbanne Verstorbenen vom Teufel in einer Art von Leben erhalten würden und dies ist der Grund, dass alle östlichen Völker, die den orientalischen Religions-Cultus annahmen, auch die sonstigen abergläubischen Traditionen ihrer Religionslehre beibehielten, mit allerlei Zuthaten ausschmückten und noch jetzt daran hängen. Ebenso die Huculen, ein einer Bildung ermangelndes Naturvolk, dem die Fabel glaubwürdig genug ist, dass die auf den Kirchhöfen begrabenen Körper der Zauberer durch solch irdischen Blutgenuss belebt werden, diese unheimlichen Wesen sodann um Mitternachtzeit ihren Ruheort verlassen, um sich durch einen Umzug unter den Lebenden neue Beute zu holen, frische Nahrung zu verschaffen.

Mancher Aberglaube wird von diesem Völkchen gepflegt, den auch die Religionslehrer nicht zu bannen vermögen und wir glauben es zur bessern Charakterisirung derselben schuldig zu sein, die bekanntesten üblichsten Arten von dem hier herrschenden Aberglauben den auch die umwohnenden Ruthenen hegen, mitzutheilen.

Aberglauben herrscht bekanntlich zumeist unter den ungebildeten Classen aller Nationen, namentlich aber unter dem weiblichen Geschlechte, welches alle Mittel zu benutzen pflegt zu erfahren, wer Eine oder die Andere heimführen werde. Gleicher Zweck führt junge heiratslustige Mädchen dieser, wohl auch angrenzender Gegenden um Mitternacht des Charfreitages auf den Glockenthurm der Ortskirche, wo sie die Glocken waschen, dann jedes ein Stückchen von dem Glockenstrange oder Stricke abschneiden und eine gewisse Zeit bei sich tragen in dem Wahne, dass wie die Glocke ihre harmonischen Klänge in die Ferne entsendet, diese auch die Kunde über ihre Tugenden der jungen Männerwelt ihres Volkes im Geiste zuwehen und diese ihnen dann als Bräutigame unvermeidlich zuführen werde.

Am Vorabende des Skt. Georgstages, schon nach Sonnenuntergang, stellt der Hauswirth an manchen Stellen seines die Hütte umfassenden Gartens kleine Häufchen von halbfaulem Holze auf, die er unterzündet und die dann fast die ganze Nacht hindurch die Umgebung mit widerlichem Rauche erfüllen, welchen Hexen nach Volksglauben nicht vertragen können. Gegen Mitternacht, zu welcher Zeit diese ihr böses Werk erfahrungsgemäss auszuführen pflegen, lässt der Hausvater durch sein Gesinde die Kühe dreimal im Hofe in Form eines Kreises herumtreiben, während er mit seiner Gattin eine mit den Eisenspitzen nach oben gekehrte Egge unter der Thoreinfahrt aufstellt, weil, wie die Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter besagt, Hexen über die Schneide oder scharfe Spitze eines eisernen Werkzeuges nicht überzusetzen im Stande sein sollen. Morgens vor Sonnenaufgang macht die Hausmutter jeder Kuh mit einer eigens zu diesem Zwecke bereiteten Salbe auf die Stirne ein Kreuz und wenn das Rind dann die Stallthüre verlässt, streut sie auf jedes derselben eine Handvoll Mohn unter dem fortwährendem Rufe: „Damals nehme dieser Kuh die Milch, bis du den Mohnsamen auffliesest!“ Durch diese Ceremonie ist die Kuh nach Versicherung des Volkes gegen Verhexung gefeit.

Sowie beim Volke allgemein der Wahn eingewurzelt ist, das glückliche Gelingen dieser oder jener Arbeiten oder Geschäfte werde nur durch bestimmte Tage verbürgt, ebenso hält man auch auf Träume sehr viel, übrigens nicht nur hier, sondern bekanntlich allgemein; namentlich zu bestimmten Zeiten und an gewissen Orten erklärt man sie für zuverlässig weissagend und setzt gewöhnlich auf sie eine Zuversicht für die Zukunft, so z. B. in der Hochzeits-, Andreas-, Neujahrsnacht, in einer neuen oder auch fremden Wohnung u. dgl.

Wie bei fast allen europäischen Völkern, sind noch aus der Heidenzeit herstammend die Feuer am Vorabende des heiligen Johann des Täufers üblich, einst, wie wir bereits bei den Góralen zu erwähnen Gelegenheit fanden, als Opfer der slavischen Göttin des Lebens dargebracht, später jedoch nach verkehrten christlichen Begriffen dazu, um die Hexenfahrt zu hindern, deshalb schliesst jede Familie an diesem Abende sorgfältig das Thor des Hauses, wie nicht minder des Stalles, um diesen ungebetenen Gästen den Eintritt zu wehren.

Die Nahrung des Huculen besteht in Erzeugnissen seiner äusserst bescheidenen Wirthschafts-Haushaltung, d. i. in Milch, Käse, dann Fischen aus den zahlreichen Gebirgsbächen, die den

gebirgigen Landstrich begreiflicher Weise in bedeutender Menge durchfliessen, sowie in Wild, welches er als guter Schütze oft auf ungesetzliche Art selbst zu erlegen weiss und dem er oft tagelang über die unwegsamsten, gefährlichsten Strecken des Gebirges so lange nachsetzt, bis dieses seine Beute wird.

Durch die Lage des kalten, steinigen Bodens bedingt, welcher keine wie immer gestaltete Cultur zulässt und wo selbe zulässig wäre, wegen Unkenntniss eines entsprechenden Vorganges unterbleibt, ist der Ackerbau, primitiv betrieben, bei diesem Völkchen von äusserst geringer Bedeutung. Der Hucule zieht daher aus dem sterilen Boden, den er bebaut, nur etwas Hafer, der theilweise zum Brodbacken verwendet wird, sowie ausser einigen Gemüsen, namentlich Weisskohl in dem Hausgärtchen nur noch Kartoffeln und sehr wenig Halbfrucht. Als eifriger Bekenner der griechisch-unirten Kirche hat der Hucule überdiess eine Menge Fasttage, die streng einzuhalten ihm als eine der ersten Pflichten seiner Religion eingeprägt wurde und deren Einhaltung ihm bei seinen bescheidenen Mitteln und Nahrungsansprüchen schwerlich viele Enthaltbarkeit kosten mag.

Er schläft auf Decken (Kotzen) die er selbst zu verfertigen versteht und wozu ihm eine Menge Ziegen, die hier gezüchtet werden, zahlreiches Materiale liefern, oder auch auf Binsenmatten und Stroh. Eine Bettstelle gebrauchen blos Verhehelichte.

Eine der gewinnreichsten Hauptbeschäftigungen vor dem Jahre 1849, dem Falle der Zollschranken gegen Ungarn, war der Schmuggel von Wein, Tabak und sonst Verbotenem aus Ungarn nach Galizien, der bei der angeborenen Rohheit dieses Volkes den Ueberwachungsorganen der Grenze manches Opfer kostete.

Im Sommer treiben die Huculen gleich ihren Nachbarn den Góralen und den Slowaken ihre Schafheerden auf die hohen Berge, namentlich die Czernahora und die Bystra, bleiben auch bis September oder Oktober dort. Die Leute, welche sich mit der Zucht und dem Hüten dieser Heerden befassen, heissen wie bei den Slovaken auf der südlichen Karpaten-Abdachung, Bacové. Molken aus süsser Milch und Schafkäse, sogenannte Bryndza, (Liptauer Käse) sind ihre Haupterzeugnisse, weshalb Kränkliche häufig ins Gebirge kommen, um von diesem Naturarzneimittel Genesung zu erlangen. Die Schäfer treiben ihre Heerden immer, wenn eine gewisse Stelle abgefüttert ist, den Koszar abbrechend, weiter auf eine passende Stelle und bringen dadurch das Gute mit sich, dass diese verlassenene Plätze für das künftige Jahr gedüngt werden. Ihre Schafheerden liefern eine ordinäre Woll-

sorte, die theilweise in den anliegenden Städten zu Halinatuch für Kleidungsstücke des Landvolkes verarbeitet werden. Die Ziegenfelle werden zumeist nach Kutty verhandelt, wo die Saffian- und Conduanerzeugung die Armenier schwunghaft betreiben, die Ziegenhaare werden theils zu Kotzen verarbeitet, theils zu einem eigenen Gespinnste, woraus die Pestimans oder buntfarbigen Schürzen der moldo-wallachischen Frauen gewebt werden.

Die Weiber der Hirten weilen während der Zeit des Aufenthaltes ihrer Männer auf den Bergen allein in ihren Behausungen, weben theils ordinäre Leinwanden für den Hausgebrauch, spinnen Flachs oder Schafwolle, pflanzen Erdäpfel, bauen Mais und dergleichen an. Im Beginne des Herbstes führen die Huculen die von ihnen bereiteten Käse und das gemähete Alpenheu herab. Fällt zu jener Zeit hoher Schnee, was nicht ungewöhnlich ist, so binden diese Kinder der Natur an ihre Fussbekleidung dünne Brettchen an, um sich das Gehen und Herabsteigen vom Berge zu erleichtern.

Auf dem Czeremosz, Pruth und deren Nebenflüssen schwemmen sie Bretter und anderes Holzmateriale, dass sie unter manchen Schwierigkeiten, bei der ihnen eigenen Behendigkeit und bewunderungswürdigen Geschicklichkeit in ihren düsteren Gebirgswaldungen fällen und in die Tiefe herabführen, zum Verkaufe in die Pruthebene. Ueberhaupt befasst sich der gewinn-süchtige, unternehmende Geist des Huculen gerne mit Handel aller Art. Die Menge Gewässer, die den durch ihn bewohnten Boden befruchten, liefern ihm dazu schmackhafte Fische, darunter die köstlichsten Forellen (*Salmo alpinus*); die Wälder in ihrer nicht zu übersehenden Ausdehnung bieten ihm nebst ihrem enormen Reichthume an Bau-, Brenn- und sonstigem Nutzholz noch eine unzählbare Menge Wild aller Art, sowie eine Unzal Vögel. Selbst die Ochsen, welche während des Sommers wegen der nöthigen Zugkraft üppig genährt und gepflegt werden, tauscht der Hucule bei Annäherung des Winters in einem Städtchen der Umgebung, da er sie im Winter als Gespann nicht benützen kann, auch nicht hinreichende Mittel besitzt, sie durch so lange Zeit zu ernähren, gegen Waaren, besonders aber gegen Getreide und Branntwein um. Nur ein Thier ihrer Haushaltung geben die Huculen nie oder nur höchst selten im Drange der Noth weg, dieses sind ihre kleinen Pferde eigenthümlicher Race, welche sich zum Ersteigen steiler felsiger Berge, sowie zum Durchschwimmen reissender Gewässer vorzüglich eignen. Mann und Weib sind in diesem Landstriche bei einer Reiseunternehmung stets beritten

und bestätigen damit auch theilweise die Vermuthung, dass dieses Völkchen von dem asiatischen Reitervolke der Kumanen abstamme, obwohl die siebenbürgischen Gebirgswalachen gleichen Gebrauch pflegen.

Kühne Leibesbewegungen, wobei Gelenkigkeit, Kraft, Gewandtheit und Geschicklichkeit vorherrschen, zeichnen einen Huculen vortheilhaft vor seinen Nachbarn aus. Wollen z. B. Mehrere dieses Volksstammes über irgend ein reissendes Gewässer ohne Steg setzen, so nimmt Einer den Andern bei der Hand und so gelangen sie wie eine Kette ohne alle Schwierigkeiten an das jenseitige Ufer. Einzelne bedienen sich bei solchen Gelegenheiten zumeist hoher Stelzen, mit denen sie trockenen Fusses über den Bach schreiten, oder sie setzen sehr oft, nicht gar vereinzelt, eine kräftige, armdicke, zwei bis drei Klafter lange Stange in die Mitte des zu passirenden Objectes ein und schwingen sich mit einem Kraftsatze an dem andern Ende über das Hinderniss, gleich dem geübtesten Turner. Klettern auf Bäume, das Ersteigen von Felsen und Bergen ist gleichsam Lieblingsbeschäftigung der huculischen Bursche, die auch im ausdauernden Wettlaufen Meister sind und sicher ist ihnen bei einem solchen Wettkampfe mit einem Fremden der Sieg.

Ihr Tanz, die Kolomyjka, zeigt die vorzüglichste Meisterschaft in diesen Eigenschaften und ist daher ein Muster von Gewandtheit und graziöser Kühnheit, der tiefinnerste Ausdruck des Lebens und Strebens von einem Huculen. Dieser Tanz wird auch oft mit Gesangsbegleitung von dem Burschen, an der einen Hand sein Mädchen, in der andern seinen Beilstock, den treuen, unzertrennlichen Gefährten bei Freude, Leid und Gefahr von Kindheit bis ins Greisenalter, ausgeführt. Mit kühnen Wendungen dreht er sich im Kreise herum, lässt sich bald zur Erde nieder, springt wieder, wie aufgeschnellt auf, wirft seinen Beilstock in die Höhe, um ihn mit staunenswerther Behendigkeit aufzufangen. Ein Sprung überbietet den andern an Kühnheit und Gewandtheit, der Fremde kann bei diesem Anblicke nur staunen und diese kunstfertige Gelenkigkeit bewundern, denn nur unverdorbener Naturkraft ist ähnliches zu leisten, aber nicht zu übertreffen möglich.

„Wo man singt, da lass' dich nieder, böse Leute haben keine Lieder!“ so sang einst der gemüthliche Seume und wahr ist es, wo man in ein gesangloses Land kommt, scheint die Freude erstorben: Volksgesang ist übrigens nicht ein Spiel, mit dem müssige Menschen tändeln, sondern der poetische Ausdruck der

Sprache. Auch die Huculen sind im Besitze heimischer Lieder, doch sind dieselben zumeist schwermüthig, binden sich auch nicht allzusehr an Takt, und werden mitunter fast düster. Uebrigens ist der Gesang eines Volkes nicht willkürliche Angewöhnung, sondern der treueste Ausdruck vorhandener Gefühle, denn wie der Mensch ist, so denkt und wirkt er, wie er aber wirkt, so fühlt er auch und es wird keinesweges als einerlei betrachtet, ob er ernst, trübsinnig oder gar stumpf ein bereits gebeugtes Leben hinschleppe, oder aber heiter aufblicke und sich in der schönen lieblichen Welt gefalle, die er in Fröhlichkeit, Freude und Liebe genießt.

Um nun ein Volk genau kennen zu lernen, muss man es in seinem innern Wesen, in seiner versteckten, aber zumeist angestammt uralten Denkweise belauschen und wie kann dies besser geschehen, als durch deren altererbte, heimische Lieder, die nebst der Uebersicht der Gebräuche ein möglichst klares Bild von demselben geben. In diesem jedoch ist der russische Typus unverkennbar, ein Beweis, dass die Länge der Zeit auch Fremde mit den Ureinwohnern bestens zu assimiliren vermag, denn weichen auch die äussere Erscheinung und theilweise die Sitten der Huculen von jenen der Russen ab, so haben die Huculen dagegen in Sprache und Lied deren Volksgeist vollständig angenommen.

Altherkömmliche Gebräuche ihrer Vorfahren üben die Huculen noch immer bei ihren Hochzeitsfesten. Der Mann nimmt seine Braut ohne alle Mitgift, nur muss diese von ihren Eltern oder deren Vertretern ein neues Hochzeitsgewand erhalten und um das Uebrige sorgt man sich wenig, denn, sagen sie: „dass wird sich durch Arbeitsamkeit mit Gottes Segen schon finden.“ Gleich nach der Trauungs-Ceremonie in der Kirche keginnt Jubel und Tanz, entweder in der Behausung der Brauteltern, eines der Neuvermählten, oder wie es zumeist vorkommt im Dorfwirthshause. Bemerkenswerth ist es übrigens, dass die Braut zur Trauung mit einem Wermuthkranze geschmückt wird, um dadurch anzudeuten, dass sie in der Ehe manches Bittere zu dulden haben werde.

Während des darauf folgenden Tanzes nun wird der Braut, zum Zeichen, dass sie ihren Stand ändere, die Haarflechte (Zopf) — der Jungfrau Hauptschmuck — abgehauen und zwar auf nachstehende Art: die Eltern des Bräutigams binden das Ende der mit einem Bande geschmückten Flechte an einem eigens zu diesem Zwecke in die Wand eingeschlagenen Nagel; der Bräutigam ist nun verpflichtet, zum Zeichen seiner Kraft und Gewandtheit, mitten im Tanze mit der ersten Brautführerin, diesen

Zopf mit einem Hiebe seines Beilstockes ganz abzuhaueu, denn erst wenn er dies gethan, wird er in die Gemeinschaft der Hausväter aufgenommen. Gelingt dem Bräutigam aber zufällig dieser wirklich, gelinde gesagt, etwas sonderbare Versuch nicht, oder doch nicht vollkommen, so weissagen die alten anwesenden Huculinen der armen Braut alles mögliche und erdenkliche Unglück aus dieser Ehe.

Beim Nachhausegehen, wenn sich letztlich die Hochzeitsgesellschaft trennt, begiessen die anwesenden Männer recht sinnreich den Neuvermählten mit Wasser, um ihn von dem Zauber in welchem er bis nun befangen war, zu erlösen.

Es erübrigt uns noch die Tracht dieses Völkchens in möglichst kurzen Zügen zu beschreiben. Die Männer pflegen ihr Haupthaar höchst selten oder nie schneiden zu lassen, es wallet daher ein dichter Wald üppigen Haarwuchses auf die Schultern herab; auch scheren sie den Schnurbart nicht, während sie sorgfältig Kinn- und Backenbart wegrasiren. Sie bedecken das Haupt mit einem schwarzen, meist durch ein rothes Band, eine Pfauenfeder oder allerlei Zierathen geschmückten Hut; des Winters gewöhnlich mit einer langgespitzten, schwarzen Lammsfellmütze. Das leinene Hemd, dessen Ärmel mit rothen, schwarzen oder blauen Bändern ausgenähet sind, reicht gewöhnlich über das Knie; das Beinkleid ist weit, lang, wird am häufigsten und vorzugsweise aus rothem Tuche, doch nur an Gallatagen, getragen. Ein grobtuchenes, schwarzbraunes Oberkleid wird über die Schultern gehängt und am Nacken mit einem färbigen Bande befestigt, unter demselben hängt eine von vielfarbiger Schafwolle erzeugte Tasche und um die Hüften des Huculen ist ein lederner, mit Metallknöpfen verzierter Gürtel mit Stahlschnallen geschlossen, an welchem die steten Begleiter des Huculen, als: Messer, Feuerzeug und Tabakspfeife hängen. Die Fussbekleidung besteht in Bundschuhen, seltener werden hohe eisenbeschlagene Stiefel getragen. In der Hand tragen die Männer stets ein Beil, d. i. den ofterwähnten Stock mit dem axähnlichen Ansätze, welcher ihnen als Stütze beim Erklettern steiler Felsen und Berge, dann aber auch als Schutzwaffe zu dienen pflegt. Ihre Geschicklichkeit im Gebrauche dieser Waffe ist bewundernswerth und dieselbe in den Händen eines Huculen ein höchst gefährliches Werkzeug bei Angriff oder Vertheidigung.

Die jungen unvermählten Bursche schmücken ihren Nacken mit Kreuzen, Rosenkränzen, messingenen Heiligenbildern und dergleichen nach ursprünglicher russischer Sitte, wodurch man

auch nach ihrer Meinung vor Verhexung gesichert sein soll. Es sind dies die besten Abnehmer der unter dem Namen „Rzeszower-Gold“ weit und breit bekannten schlechtlegirten Schmucksachen.

Unter dem weiblichem Geschlechte findet man selten eine Schönheit und die Kleidung ist sehr einfach. Junge Mädchen umwinden statt einem Rocke ihre Hüften mit einem breiten, dicken Wollstoffe, gewöhnlich eigener Erzeugung; tragen Halsschmuck aus falschen Korallen oder Perlen von färbigem Glase. Sie flechten die Haare in zierliche Zöpfchen, binden sie mit rothen Bändchen, tragen auch keine Kopfbedeckung, sondern winden die Haarflechten in Form eines Kranzes um den Kopf und schmücken diesen nach ihrer Art und Eigenthümlichkeit mit allerlei bunten Bändchen, als besondere Zierde.

Die verehelichten Weiber tragen in Folge des bereits erzählten Aktes gekürztes Haar und darüber einen Schleier aus dünner, weisser Leinwand. Des Winters umhüllen sie sich gleich den Männern mit dem tuchenen Oberrocke (sirak), der des strengen Winters wohl auch dem Schafpelze Platz macht. Sie tragen entweder Bundschuhe, oder falls sie den Preis zu erschwingen vermögen, Saffianstiefel, zu denen die armenischen Gerber zu Tysmienica oder Kutý das Material liefern.

Wie aus den bisher gebrachten „Bildern“ klar ersichtlich, war es mein Streben nur die nördliche Karpaten Abdachung und deren Bewohner möglichst klar, doch in Kürze zu schildern, wenn ich demnach ein weiteres Bild anschliesse, so geschieht es darum, weil es theilweise zur Completirung unserer Rundschau beitragend, ein am Fusse der Karpathen liegendes Objekt behandelt, welches gleich den bereits zitierten krakauer und leMBERGER Gegenden geschichtlich um so interessanter ist, als eben Halicz es war, dem das Königreich Galizien den Namen zu verdanken hat und weil die ethnographische Darstellung der Huculen unwillkürlich auf die ihnen nahe liegende gänzlich verschollene Stadt von Fürsten und Königen hinweist.

Ein Blick auf Halicz in der Gegenwart u. Vergangenheit.

Die Stadt Halicz am Einflusse des Lukiew in den Dniester, umfasst einen Flächeninhalt von 4250 Joch mit einer Bevölkerung von 2910 Einheimischen, 93 Fremden in 330 Häusern. Von ersteren bekennen sich 558 zur römisch-katholischen, 1521 zur griechisch-unirten, 4 zur armenisch-katholischen, einer zum evangelischen und 826 zum mosaischen Glaubensbekenntnisse. Die Stadt hat ein Jahreseinkommen von fl. 10900.38 kr., ist lediglich der Sitz eines k. k. Bezirksgerichtes und einer Postexpedition. Sie besitzt eine am 3. August 1867 gegründete Armen-Anstalt zur Versorgung von 3 männlichen und 3 weiblichen Armen der christlichen, dann 2 Armen der mosaischen Religion, wovon einer ein Karaite sein muss, da Halicz der Hauptsitz dieser Judensekte ist.

Unbestritten dürfte es sein, dass Halicz eine der ältesten Gründungen Ostgaliziens ist, worauf die Ausgrabung vom Jahre 1828⁴⁹⁾ in einem der Hügel hindeutet. Es ist dies ein langes, doppelschneidiges, kupfernes Opfermesser mit einem Ueberzuge aus einem schwärzlichen Grünspann, welches annehmen lässt, dass hier ein irgend einer Gottheit geweihter Platz gewesen sein möge, da jene Stellen, wo zur Zeit des Heidenkultus Götzendienst getrieben wurde, gewöhnlich in bevölkerteren Gegenden hiezu ausersehen wurde und zu einer solchen scheint die hiesige gerechnet worden zu sein. Welcher Gottheit übrigens hier Verehrung gezollt wurde, ist natürlich eine jetzt nicht mehr nachweisbare Sache und bleibt ohne Einfluss auf die Geschichte der alten Zeit, doch aus dem Opfermesser zu schliessen, dürfte es eine der schwarzen oder zürnenden gewesen zu sein.

Vielleicht ist die von Hoppe⁵⁰⁾ ausgehende Vermuthung nicht ohne allen Grund, dass die von dem Mönche Jornandes⁵¹⁾

⁴⁹⁾ Pauli Zegota: Starozytnosci Galicyiskie S. 25.

⁵⁰⁾ Aeltere und neuere Geschichte der Königreiche Galizien und Lodomerien (Wien 1792) S. 55.

⁵¹⁾ De Rebus Gelicis Cap. 17.

erwähnte Stadt Galtis an der Aucha, bei welcher sich die Gepiden und Gothen eine Schlacht lieferten, das heutige Halicz sei, oder doch wenigstens die Stelle bezeichne, wo Galtis gestanden sein mag. Durch die often Wechsel der hier wohnenden Völkerschaften und durch die Verschiedenheit derer Sprachen, kann leicht aus ersterer die zweite Benennung entstanden sein.

Jedenfalls ist Halicz eine uralte Stadt, wenn auch die Annahme gewagt sein dürfte, sie von den Halizonen herleiten zu wollen.

Der 484 Jahre vor Christi Geburt lebende Herodotus von Halikarnassus, der Grosses in der Länder- und Völkerkunde für seine Zeit leistete, belehrt uns von den Halizonen oder Alazonen, dass dieselben ober den Callipiden, welche hellenische Scythen sind, wohnen und an der Quelle des Hypanis (Bóg) an die Grenzen der ackerbauenden Scythen stossen.

„In dem Lande der Alazonen fliessen in geringer Entfernung von einander der Tyras (Dniester) und der Hypanis (Bóg, dann aber krümmen beide ihren Lauf und lassen einen grössern Zwischenraum unter sich.“⁵²⁾

Durch einen seltsamen Umstand, der vielleicht durch Fehler der Uebersetzer in den verschiedenen Ausgaben Herodots entstanden sein mag, wird dieses Volk einmal Alazon, dann wieder Halizon und Alizon genannt; doch schon der alte Homer erzählt in seiner Ilias nach der lateinischen Uebersetzung: „At Haliconibus Hodius et Epistrophus imper abant, Procul ex Alybe, unde Argenti est origo.“⁵³⁾

Des hohen Alters dieser Beschreibung ungeachtet, wagen wir unter Alyb eben die Callipiden Herodots zu verstehen, ober denen die Alazonen oder Halizonen wohnten.

Auch Pausanias spricht für unsere Annahme: „Bei den Alizonen sind die Bienen wirklich so zahm, dass sie sammt den Menschen ihre Nahrung suchen gehen und frei herumschwärmen, daher sie in gar keinen Körben wohnen; meistens aber arbeiten sie so und schliessen den Honig so fest in die Zellen, dass er von dem Wachse nicht zu trennen ist.“⁵⁴⁾

Der Honig- und Wachsreichthum der Gegenden des österreichischen Podoliens bestätigt zum Theile die Annahme, dass

⁵²⁾ Herodoti Musae Argentorati et Parisiis 1816 Tom. II. pag. 245 246. Libro IV. cap. 52.

⁵³⁾ Homeri Opera. Basilae 1779 Iliad. Lib. II vers 856—857.

⁵⁴⁾ Pausaniae Graeciae Descriptio. Hanoviae 1613 pag. 60 In Aticis Lib. I cap. 31.

die Halizonen ihre Sitze hier hatten, wir daher mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass dieses Volk auf die Gründung von Halicz Einfluss genommen habe.

Lediglich Fingerzeige nach alten Scriptoren sind es, die wir hier brachten, doch verlieren wir bald alle Spur, die wahrscheinlich das Getümmel der Völkerwanderung verwischt haben wird.

Da erschien ein wildtapferes, den Hunen und Awaren stammverwandtes Volk, die Magyaren von jenseits der Wolga. Unter Álmos' Führung erreichten sie bald den Dnieper und standen plötzlich vor Kiew, dessen Bewohner sich ihrem Zuge zu widersetzen wagten, doch geschlagen wurden. Voll Sehnsucht, Attilas Erbe einzunehmen, verliessen sie diese Gegenden bald und zogen weiter.

Ein ungenannter Kanzler oder Notär König Béla II. (oder III?) erwähnt in der Zeit des Zuges der Magyaren zur Besitznahme Pannoniens der Stadt Halicz, ohne dass der russische Chronist Nestor auch etwas darüber sagt. Er schreibt unter Anderm über den Zug derselben:

„Als dies der Herzog von Galizien erfuhr, ging er sammt allen seinen Angehörigen dem Herzoge Álmos baarfuss entgegen und überbrachte dem Herzoge Álmos verschiedene Geschenke und die Thore der galizischen Stadt öffnend (*porta Civitatis Galiciae*, worunter nur Halicz gemeint sein kann) empfing er ihn wie seinen eigenen Herrn in seiner Wohnung.“⁵⁵⁾

Ferner erzählt er, dass auf den Ruf dieses Fürsten 2000 Bogenschützen bereit standen und dass dieser solche Schätze besass, dass er Álmos als Geschenk 2000 Mark Silber, 200 Mark Gold, 300 prächtig geschirrte Pferde, eine Menge Vieh und theueres Pelzwerk darbrachte, sowie auf den Rath seiner Bojaren mit ihm einen Freundschaftsvertrag schloss.

Zur Zeit dieses Notärs bestand übrigens bereits ein Fürstenthum Halicz, deshalb nennt er ohne Bedenken diese Stadt unter denjenigen, welche die Magyaren auf ihrer Wanderung von Etelkuzu nach Pannonien berührten, jedoch ohne allen stichhältigen Grund, da er dieselbe sicherlich nur nach mündlichen Ueberlieferungen geschildert haben konnte, dabei aber die geographischen Verhältnisse seiner Zeit als Grundlage nahm. Während des Magyaren-Zuges hiess der Landstrich an der nordöstlichen Kar-

⁵⁵⁾ Joannis Georgii Schwandtnerii: *Scriptores Rerum Hungaricarum*. Lipsiae 1746 Tom I p 9 In Anonymi Hist. Ducum Hungariae cap. 11.

paten-Terrasse nach Constantin Porphyrogeneta, wie wir bereits erwähnten, noch immer Chrobatien und als der Anonymus lebte und schrieb, hatte dieser Landestheil bereits mehrere Geschichtsphasen durchgemacht, und nichts berechtigt uns daher den Ausspruch dieses Geschichtsschreibers in dieser Hinsicht als verlässlich anzunehmen.

Und wieder schweigen alle Schriften hartnäckig von unserm Halicz, selbst dann noch, als zu Ende des X. Jahrhunderts Wlodimir mit seinen Schaaren das gegenwärtige Ostgalizien zu dem warägo-russischen Reiche schlägt, denn wir hören wohl von Przemyśl und Czervien (Castum rubrum, — Czerwonogrod am Zbrucz — alias Podhorze Flusse), Belz an der Zolokia, Dzwynogrod an der Bielka, Trembowla an der Gniezna, Busk an der Mündung des Peltewbaches in den Bug als festen Orten, doch nichts von Halicz.

Wenn daher Boguphal⁵⁶⁾ berichtet, dass um das Jahr 1093 der Grossfürst Swientopelk, zubenannt Michael Stopolk, in den Besitz des Landes Halicz gelangt sei, welches er dem geblendeten Basil Roscislawicz, Fürst von Trembowla, abgenommen habe, so ist diese Meinung nur auf die Thatsache gegründet, dass das nachmalige haliczer Land und Fürstenthum jener Zeit ein Bestandtheil des Fürstenthumes Trembowla gewesen sei.

Im J. 1126 wird Borys, der Sohn Kolomans von Ungarn mit Przedslawa, Swientopelks Tochter, als Fürst von Halicz genannt.⁵⁷⁾

Bielowski, den als einen der vorzüglichsten polnischen Historiker zu verehren wir das Glück haben, verlegt die erwähnte Stadt Galtis an der Aucha, was im Gothischen lediglich ein fließendes Wasser bedeutet, an jene Stelle des nördlichen Ungarns, wo Gács am Tugarliegt, behauptend, Ungarn habe auf das hier in Rede stehende Halicz am Dniester erst im XIII. Jahrhunderte einen Einfluss geübt und da der Marktflecken Gács in der slovakischen Mundart Halicz heisst, glaubt er unter Vorbringung mehrerer Gründe, die ihn dazu bestimmen, annehmen zu dürfen, dass von diesem slovakischen Halicz der Titel rex galiciae in jenen der ungarischen Könige aufgenommen wurde.⁵⁸⁾ Eine Richtigstellung dieser Ansicht muss ich schon deshalb den ungarischen Geschichtsforschern überlassen, als ich mir nicht anmasse,

⁵⁶⁾ Chron. Pol. apud Sommersberg Siles. rer. Septbs I. T.

⁵⁷⁾ Engel: Geschichte von Halicz S. 457.

⁵⁸⁾ Królestwo Galicya S. 8—83 in Biblioteka Ossolinskich (Poczet nowy Tom I. Lwów 1862).

dieselbe dem hochverehrten Manne gegenüber zu vertreten, doch will ich in Kürze an der Hand der Geschichte zeigen, dass die Annahme Bielowskis nicht unbestreitbar ist und indem ich eine Stammtafel der warägo-russischen Fürsten, welche in die Geschichte von Halicz eingreifen, zur Uebersicht beilege, mögen einige erläuternde Notizen zu dieser folgen.

Die ältest bekannten Beziehungen der ungarischen Könige zu dem russischen Nachbarlande waren anfangs die freundlichsten, welche durch ein Heiratsbündniss von Anastasia,⁵⁹⁾ Tochter Jaroslaw Wladimirowicz, mit Andreas I. zu befestigen die Absicht war. Die russische Fürstin wurde Gemahlin des ungarischen Königs, doch schon Ladislaus I. der Heilige,⁶⁰⁾ von den Polen zu einem Bündnisse gegen die Russen aufgefordert, führte sein Heer nach Rothrussland (1093), Koloman sein Sohn dagegen, war im Kriege 1098—1099 Bundesgenosse des Grossfürsten Swientopelk gegen Wolodar, Wasilko mit David und nahm nach dem Tode seiner Gemahlin Busila († 1103) die Tochter des Grossfürsten als Gemalin.

Przedslawa nennt Thuróczy Chron. II. cap. 61 von ausschweifenden Sitten, weshalb sie Koloman bald mied, er sandte sie sogar im folgenden Jahre, nachdem sie vor dem hohen Richtersthule für schuldig erkannt wurde, nach Hause. Dort gebar Przedslawaden Borys, welcher in der Folge Ungarn arg beunruhigte.

Koloman starb anfangs 1114 ⁶¹⁾ und hinterliess Stephan II. als Sohn und Nachfolger, der sich nur zu bald in die russischen Händel mengend, Jaroslawen, den Bruder Przedslawas, in seinen Kämpfen unterstützte. Dieser fiel bei Wladimir am Bug, Stephan schloss daher Frieden mit den Russen, doch wollte er den einmal erlangten vermeintlichen Einfluss in Russland wahren.

Muthmasslich zu dieser Zeit lernte Stephan seinen für unecht gehaltenen Bruder Borys aus seines Vaters zweiter Ehe mit der verstossenen Przedslawa kennen und liess sich von dem traurigen Schicksale desselben rühren. Als Boleslaw von Polen ihm seine Tochter Judith verlobte, beschenkte er Borys mit der Grafschaft Zips, später nach der Vermählung erhob er ihn zum Fürsten von Halicz (1126),⁶²⁾ nachdem er bereits einige Jahre früher von

⁵⁹⁾ Joan. Archidiaconus de Küköllő apud Schwandtner I. 103 Chron. Bud. 88.

⁶⁰⁾ Thuróczy Chron. II. cap. 58.

⁶¹⁾ Horváth: Geschichte der Ungarn. In deutscher Uebersetzung Pest 1851 S. 83. I Bd.

⁶²⁾ Engel Geschichte von Halicz S. 457.

diesem Orte den königlichen Titel angenommen hatte, um seine Oberherrschaft zu zeigen.

Nun sass zwar Borys auf dem haliczer Fürstenthron, um sich jedoch auf selben halten zu können, mangelte es ihm an der Freundschaft der benachbarten russischen Fürsten, die den von einem Fremden eingesetzten Halbrussen nicht zu stützen im Sinne hatten, Borys selbst aber missachtete die nicht geringe Macht seiner zahlreichen Feinde und hoffte durch die brüderlichen Wohlthaten verleitet nach dem Tode des durch Wollust entnervten kinderlosen Königs Stephan auf den ungarischen Königsthron erhoben zu werden. Als jedoch der letztere Béla (den Blinden) zum Thronerben ernannte, diesem auch ein Sohn geboren wurde, verschwand für Borys jede Aussicht und Hoffnung auf Sct. Stephans Krone, um so mehr, als ihn das Volk Ungarns — mit Recht oder Unrecht — für einen Bastard ansah.

Nichtsdestoweniger liess sich Borys auf den Rath einiger ungarischen Grossen in Unternehmungen gegen Béla II von Ungarn ein, in welchen er von Russen und Polen⁶³⁾ unterstützt wurde, doch wurde er von diesem in den ersten Treffern geworfen und zur Flucht gezwungen.⁶⁴⁾

Während seiner Bemühungen um die ungarische Königskrone verabsäumte er die Obsorge um sein Besitzthum Halicz, welches sich nun sein Onkel Jaroslaw, Schwager des polnischen Monarchen Boleslaus aneignete,⁶⁵⁾ doch auch er wurde von Wlodimirko Wolodarowicz aus diesem verdrängt. (1141)⁶⁶⁾

Um Borys indessen die Hilfe, die er etwa von den russischen Fürsten zu erwarten hätte, abwendig zu machen, somit seine weitem Einfälle nach Ungarn zu vereiteln, nahm König Geisa II von Ungarn, des russischen Grossfürsten Schwester Euphrosine zur Gemalin, wodurch er aber mit den stets uneinigen russischen Fürsten in einen fast 5-jährigen Krieg verwickelt wurde.⁶⁷⁾ Borys abenteuerte nun herum, er war auch im Heere Bernhardts von Clairvaux, doch Verrath und Entdeckung fürchtend, floh er eiligst nach Konstantinopel,⁶⁸⁾ dort diente er dem Kaiser Manuel in dem verderblichen Kriege Griechenlands gegen Ungarn, bis

⁶³⁾ Otto Frising. Lib. VII. cap. 21

⁶⁴⁾ Thuróczy II. c. 64.

⁶⁵⁾ Hoppe a. a. O. S. 89.

⁶⁶⁾ Bielowski a. a. O. Tom. IV. S. 3.

⁶⁷⁾ Thuróczy II. c. 66 Kromer IV. Buch S. 144.

⁶⁸⁾ Otto Frising II. c. 44.

er in einer Schlacht von einem seiner eigenen kumanischen Ritter erschlagen wurde.⁶⁹⁾

Wladmirko hielt Freundschaft mit Ungarn und suchte durch Verheiratung seiner Töchter mit regierenden polnischen Fürsten engere Beziehungen mit Polen anzuknüpfen.

Nach seinem plötzlichen Tode (Ende 1152) war sein Sohn Jaroslaw Erbe und Nachfolger am Fürstensitze zu Halicz. Auf dem von Süden gegen Osten längst dem Dniester hinstreifenden Bergrücken sieht man die erhabenen Trümmer der ehemaligen durch ihn erweiterten Fürstenburg, welche oft Zeuge grosser Begebenheiten war, wo Halicz noch Mittelpunkt einer für damalige Zeit konzentrirten Macht galt. Jaroslaw regierte durch 34 Jahre mit seltener Umsicht und erwarb sich durch Erhaltung des Friedens die Anerkennung der Fürsten seiner Zeit.⁷⁰⁾

Bei seinem den 1. Oktober 1187 erfolgten Ableben wünschte er seinen natürlichen Sohn Oleg im Besitze von Halicz, seinen Sohn Wladimir in jenen von Przemyśl zu wissen, doch dieser verjagte jenen und setzte sich in Halicz fest. Seinem Vater in den persönlichen Eigenschaften ganz und gar unähnlich, wurde er durch Mithilfe der eigenen Unterthanen von Mscislaw, Gemahl Judith (Schwester Kasimir des Gerechten) vertrieben, doch begab er sich hilfesuchend an den Hof Béla III. von Ungarn, der ihm ausgiebige Unterstützung zur Wiedereroberung von Halicz gewährte, doch dann ihn mit Ketten beladen als Gefangenen nach Ungarn sandte und seinen eigenen Sohn Andreas als Fürsten einsetzte.⁷¹⁾ Durch die Abneigung der Haliczzer, wie nicht minder der russischen Fürsten gegen ihn, war seine Stellung unhaltbar und nach manchem Wirrwar, in den sich Ungarn, Polen und die Grossfürsten von Kiew mengten, gelangte der in etwas wieder gebesserte Wladimir zu Halicz, wo er auch 1198 starb.

Kaum hatte Leszek (der Weisse von seinem Flachshaare genannt) der Sohn Kasimirs dessen Ableben erfahren, als er nicht säumte, den ihm verwandten Roman⁷²⁾ Mscislawicz zum Besitze von Halicz zu verhelfen. Dieser herrschte bereits seit 1173 in

⁶⁹⁾ Katona Histor. Crit. Reg. Hung. 3, 658.

⁷⁰⁾ Bielowski Bibl. Ossol. (Lemberg 1864) Tom IV. S. 3.

⁷¹⁾ Elenda S. 4. Doch folgte ich in der genealogischen Tafel den Berichten von Dlugosz, Kromer, Naruszewicz, dass wohl Oleg. einer seiner Söhne gewesen sein möge, doch Mscislaw eben der erwähnte uneheliche sei, der mit der Witwe Borys von Halicz, Judith von Polen vermählt war, war ja doch ihr erster Gatte ebenfalls als Bastard verschrieen.

⁷²⁾ Kadlubek Res gestae II. 69. Nicetas Choniates: In Corpore Histor. Byzant III. Buch.

Lodomerien (Wlodimir am Bug, das ehemalige Wolyn), hatte des Grossfürsten Rurik Roscislawicz von Kiew Tochter geehelicht und sich auch durch manche glückliche Kämpfe gegen die Lithauer, gegen einige benachbarte russische Fürsten und selbst gegen seinen Schwiegervater einen Ruf erworben. Insbesondere machte er sich dadurch um Leszko verdient, dass er sich in den Thronfolgestreitigkeiten zwischen ihn und Mieczyslaw, seinem Oheime, auf des erstern Seite schlug, denn durch den allzuhitzigen Eifer der Räthe, sowie Partheigenossen beider Fürsten waren die anfangs harmlosen Streitigkeiten in das ernstere Gebiet der Thätlichkeiten übergegangen. Er half Leszko in der heftigen Schlacht an der Mozgawa den Sieg erringen und aus Dank hiefür verhalf ihm dieser zum Besitze von Halicz.

Mit roher Hand ergriff er die lose gewordenen Zügel der Herrschaft und sein Wahlspruch: „Will man aus einem Bienenkorbe eine Scheibe Honig, so muss man früher die Bienen unschädlich machen!“ charakterisirt die ganze umfassende Grösse seiner landesväterlichen Gesinnung, doch tapfer, kriegskundig, klug, war er durch Glück und Umstände begünstigt, galt auch für einen thätigen und aufgeklärten Fürsten. Durch Grausamkeit und Tyrannei unbeschränkt herrschend, vermehrte und verbesserte er seine Kriegseinrichtungen, drückte durch seine so geordnete Macht das Ansehen der russischen Fürsten jenseits des Dnieper nieder, während hiedurch sein eigenes immer mehr stieg. Selbst zum Kaiser von Byzanz Alexius III war sein Kriegsrühm gedrungen und er leistete ihm die erbetene Hilfe gegen die zunehmende Macht der Kumanen, von welchem Kriegszuge er mit Beute beladen in seine Residenz (1202) heimkehrte.

Um dieselbe Zeit war es auch, dass ein ausserordentlicher Botschafter des Papstes Innocenz III. mit grosser Pracht in Halicz eintraf, der den Fürsten unter der Bedingung der Verleugnung des griechisch-orientalischen Religionsbekenntnisses und einer Einigung mit dem lateinischen Ritus zum Könige der Russen krönen sollte, denn damals massten sich die Päpste die Gewalt an, Kronen und Länder zu verschenken, wie nicht minder später ganze Welttheile. Roman schlug den Antrag, nicht so sehr aus religiöser Rechtgläubigkeit, als des Umstandes wegen ab, weil er von dem weit entlegenen römischen Stuhle wenig Vorthail für sich erwarten konnte. Als der päpstliche Abgesandte seine sorgfältigen Bemühungen voreitelt sah, rühmte er die weihevollen Kraft des Schwertes Sct. Petri, wie glücklich er mit selbem kämpfen, welche Länder und Völker er sich damit unterwerfen könne,

allein auch dieser Appel auf den Ehrgeiz des Kriegers machte nicht auf Roman die gehoffte Wirkung, denn auf sein Schwert an seiner Seite weisend, meinte er, dieses genüge ihm, damit werde er sein Land vor Ueberfällen zu schützen und im Nothfalle die Grenzen zu erweitern wissen.

Nicht nur Polen und Ungarn daher, sondern auch der heilige Vater sahen in Halicz ein interessantes Objekt ihrer Wünsche, doch Roman fuhr fort sein Land immer selbstständiger zu gestalten. Hatte ihm sein Schwert bereits eine achtunggebietende Stellung errungen, so sollte es auch kirchlich von Kiew geschieden werden.

Nach Karamsin wurde bereits 1156 ein gewisser Kosmas zum Bischofe von Halicz⁷³⁾ ernannt, somit zu Wladimirkos Regierungszeit. Roman⁷⁴⁾ ging weiter und ernannte Halakteon 1204 zum Metropoliten, um dadurch zu zeigen, wie er sich jeder wie immer gearteten Abhängigkeit entziehe.

Seine verbesserte Kriegszucht, das Ansehen, welches er bei seinen Nachbarn genoss, die Furcht der kleinern russischen Fürsten vor ihm, die er nach seiner Laune ab- und einsetzte, so wie eine unbegrenzte unersättliche Herrschsucht, brachten ihn auf den Gedanken, eine ausgedehnte russische Monarchie, wie sie einst unter seinen Vorfahren (1000 -- 1054) bestand, wiederherzustellen. Er wendete sein Augenmerk zuerst gegen Polen, dessen Lehnsman, sowohl er wie sein Vorgänger Wladimir war, welchem Lehnverhältnisse jedoch Ungarns Könige widersprachen, auch Roman seinerseits war beflissen, sich diesem Joche zu entziehen und ein Mann wie er, konnte nicht lange um Gründe zur Ausführung seines Vorhabens verlegen sein. Er stellte Forderungen, die natürlich nicht anerkannt wurden. Die Fruchtlosigkeit seines Begehrens verleitete ihn zu Ausfällen in die lubliner und sandomirer Landschaften, wo er die dort eingenommenen Städte befestigte und besetzte sie mit auserlesenen russischen Kriegern.

Aus allen Nebenumständen geht hervor, dass er die polnische Macht nicht gering achtete, trotzdem Wirrnisse in diesem Reiche seinem immerhin gewagten Unternehmen zu Hilfe kamen. Drei Jahre rüstete er sich zu dem beabsichtigten Feldzuge und verlangte letztlich den kirchlichen Segen des Bischofes von Wladimir, der ihm jedoch diese geistliche Weihe verweigerte.

Im Frühjahr 1205 brach er mit einem mächtigen Heere auf, verlor jedoch am Tage des heiligen Gervasius (22. Juni 1205)

⁷³⁾ und ⁷⁴⁾ Chodyncki: *Historya miasta Lwowa* S. 338.

bei Zawichost⁷⁵⁾ Schlacht und Leben. In welchem Ansehen Roman sowohl bei seinen Völkern, als bei dem Feinde stand, wie wichtig überhaupt sein Tod für die damaligen Zeitereignisse sein mochte, geht daraus hervor, dass die Haliczzer den Leichnam ihres gefallenen, am Schlachtfelde gefundenen Fürsten mit tausend Mark Silbers von den Polen auslöseten, um seinen Gebeinen an der Seite einiger Vorfahren eine Ruhestätte in Wlodimir zu bereiten (1206).

Bei Romans Tode waren seine beiden Söhne Daniel (4 Jahre alt) und Basil (Wasilko, Basiliscus) unmündig, weshalb das Land in Anarchie verfiel und zum immerwährenden Zankapfel der benachbarten, ländersüchtigen Fürsten auserkoren blieb. Der von Roman Mscislawicz ins Kloster verwiesene Schwiegervater Rurik warf auf die ihm gewordene Nachricht von dessen Tode die ihm lästige Mönchskutte von sich, erschien mit einem in aller Eile durch seine Parteigenossen gesammelten Heere vor dem festen Halicz, dessen verwaisten Thron er einnahm, ohne jedoch von den Haliczern ersehnt zu sein. Romans Witwe sah noch vor Ankunft des Heeres die Unsicherheit ihres Verbleibens in Halicz ein, beeilte sich daher mit ihren Kindern zu fliehen und suchte in Wlodimir am Bug Schutz und Sicherheit.

Während ihrer Abwesenheit trugen die haliczzer Bojaren, in Erinnerung der harten, qualvollen Regierung Romans, mit Uebergangung seiner rechtlichen Anspruch habenden Söhne, die Herrschaft dem Fürsten Wladimir Igorewicz (Iuriewicz) von Nowogrod und Sievierz (?) an, der sie auch sofort übernahm. Die erste Regentenhandlung dieses Fürsten war, dass er die Bewohner der Stadt Wlodimir aufforderte, ihm unverweilt die beiden Prinzen Romanowicz auszuliefern. Durch dieses unerwartete Begehren erschreckt, misstraute die Mutter den Bewohnern dieser Stadt, wozu sie wohl Ursache gehabt haben dürfte, und entfloß mit ihren Söhnen bei finsterner Nacht aus der Stadt. Nach manchem Irrwege und vielen überstandenen Beschwerden gelangte sie nach Polen, wo sie Leszko auf das Freundlichste in seiner Hauptstadt Krakau aufnahm.

Dieser sendete später den Prinzen Daniel an König Andreas (Hirosolymitanus) II. von Ungarn, denselben, der einst als Statthalter im Namen seines Vaters die haliczzer Landschaft verwaltet hatte, mit einem Ersuchschreiben, dass er dem verwaisten und schutzlosen Fürsten in Gemeinschaft mit Polen zu den ihm ent-rissenen Erbe ver helfe.

⁷⁵⁾ Dlugosz VI. Buch pag. 598.

Wladimir Igorevicz riss nach und nach den Gesamtbesitz Romans an sich, gab seinem Bruder Swientoslaw Przemysl, dem andern Roman das kleine Dzwynogrod und hielt sich nun, gestützt auf Familienbande, gesichert, obwohl König Andreas erklärte, zu Daniels Gunsten wirken zu wollen.

Die brüderliche Liebe unterlag dem Gefühle der Herrschsucht. Roman stürzte mit Hilfe der feilen Bojaren Wladimirn vom haliczer Fürstensitze und nahm diesen unter Anerkennung ungarischer Oberherrschaft selbst ein, zu nicht geringem Erstaunen der auf Ungarn vertrauenden Mutter Daniels. Aber auch Leszko that nichts für ihn, so dass das Misstrauen erklärlich wird, welches Daniel Romanovicz gegen beide Mächte fasste.

Roman verscherzte indessen bald die Gunst seines königlichen Gönners. Dieser sandte daher ein Kriegsheer unter Führung des Magnaten Benedict in die rothrussischen Länder, welcher durch List den Fürsten Roman in seine Gewalt bekam und ihn als Gefangenen nach Ungarn sendete, selbst aber Namens seines Königs die Zügel der Regierungsgewalt in seine Hände nahm. Roman gelang es indessen, der Gefangenschaft zu entkommen, er vertrieb unter Mithilfe seines Bruders Wladimir, mit dem er sich versöhnte, die ungarischen Besatzungen, doch begnügte er sich in Anwendung von Grossmuth oder Bescheidenheit mit Dzwynogrod, wogegen Wladimir die Herrschaft in Halicz übernahm.

In sehr kurzer Frist das zweite Mal auf diesen Fürstensitz gelangt, rächte sich Wladimir auf eine fürchterliche Art an den ihm bekannt gewordenen verrätherischen Bojaren, die seinem Bruder Roman zum Sturze der Herrschaft hilfreiche Hand geboten hatten. Ueberhaupt bezeichnet seine kurze Regierungsperiode kalte Grausamkeit und drückende Härte, wodurch er einen unauslöschlichen Hass gegen sich erregte, durch den einige Bojaren geleitet an den König Andreas von Ungarn die Bitte richteten, ihnen den aufblühenden Prinzen Daniel Romanowicz als Fürsten zu senden.

Andreas hoffte zuversichtlich in diesem jugendlichen Fürsten einen treuen Vasallen der ungarischen Krone zu erhalten und erfüllte mit zuvorkommender Bereitwilligkeit die Bitte der haliczer Abgesandten. Er sendete Daniel mit einem Heere, dem sich viele geflüchtete angesehene Russen anschlossen, zur Besitznahme des von rechtswegen ihm gehörenden Fürstenthumes ab. Das im Voraus auf seine Ankunft vorbereitete Volk empfing ihn mit lautem Jubel, als seinen rechtmässigen Herrscher, doch war das ihn begleitende ungarische Heer ausser Stande, die abgesetzten

Fürsten Wladimir und Roman Igorewicz gegen die ausbrechende tolle Wuth feindlich gesinnter Massen zu schützen und so fielen diese beiden als Opfer des Volkshasses. (1212)⁷⁶⁾.

Der kaum auf den Thron gelangte Daniel freute sich übrigens nicht lange des heiss ersehnten Besitzes, da ihn noch in selbem Jahre sein Oheim (Vatersbruder) Mscislaw durch eine ihm feindlich gesinnte Partei zur Flucht nach Ungarn zwang, worauf er selbst den also erledigten Thron in Besitz nahm.

Erzürnt zog Andreas auf die ihm⁷⁶⁾gewordene Nachricht mit mächtigem Heere über die Karpaten, um seinem Schützlinge zur Wiedererlangung des Besitzes von Halicz zu verhelfen. Dieser sein löblicher Vorsatz wurde durch die Einflüsterungen eines Bojaren, Namens Wladislaw, zu nichte gemacht, der ihm rieth, statt des Schattenfürsten Daniel, in Halicz einen Statthalter einzusetzen, der im Namen des Königs von Ungarn die Verwaltung leiten sollte, in der Person irgend eines treuen Bojaren, hoffend, die Früchte seiner Verrätherei selbst einzuheimsen und als alter ego des Königs fungiren zu können.

Halicz ergab sich dem ungarischen Heere, und da sich eine Gesandtschaft des wetterwendischen Volkes seinen Sohn Koloman als Landesfürsten erbat, so gelang es ihm, seine⁷⁷⁾geheimen Wünsche mit dem offen⁷⁷⁾ausgesprochenen Willen eines Volkes auf eine, wenn auch unter den bestehenden Umständen unbestimmte Zeit zu vereinen,⁷⁷⁾ (1214) wogegen er Daniel⁷⁷⁾Romanowicz vorläufig mit Wladimir am Bug (Lodomerien) zufriedenstellte.

König Andreas, durch seine kurze Statthalterschaft in Halicz gewitzigt, empfand Misstrauen gegen die benachbarten russischen Fürsten, hielt Vorsicht geboten und hegte auch einige Besorgniss vor der polnischen Macht, die eine so schöne Landschaft wie Halicz, schon wegen ihrer Lage, wie auch aus ererbter Eifersucht, nicht⁷⁷⁾gerne in Nachbar Andreas'⁷⁷⁾Händen sehen würde. Selbst mit dem heiligen Kriege, von dem er den Beinamen erhielt, eifrigst beschäftigt, sann er auf Mittel, um seinem Sohne den Besitz des ihm zugedachten Landes zu sichern. Zu diesem Behufe schlug er eine Vermählung zwischen Koloman und Leszkos Tochter Salomea, deren Keuschheit der Vater noch in ihren Kinderjahren nach damals herrschender Sitte Gott geopfert hatte, vor. Nur die überzeugenden Vorstellungen der polnischen

⁷⁶⁾ Hoppe a. a. O. S. 132 nach Benczurs: Ausführung der Rechte des Königreiches Ungarn auf Roth- oder Kleinrussen und Podolien Wien 1772.

⁷⁷⁾ Katona Hist. Crit. Reg. Hung. 5. 214; Engel, Geschichte von Halicz 512; Thuroczy II. c. 72.

Reichsstände, durch dieses dem Vaterherzen auferlegte Opfer Friede und Freundschaft mit den Nachbarn erhalten zu können, bewogen Leszko endlich die Einwilligung zu dieser Vermählung zu geben.

Auf die Bitte des Königs Andreas, seinen Sohn Koloman, den das ihm unterthänige Halicz zum Könige begehre, durch den Erzbischof von Gran salben und krönen zu lassen, auch letzterm hiezu die Vollmacht zu ertheilen, schenkte Papst Innocenz III. eine geneigte Antwort. Der Erzbischof von Gran setzte unter dem Beistande des Krakauer Bischofes Vincenz Kadlubek dem jungen Koloman zu Halicz die Königskrone auf das Haupt und sofort wurde dieser mit Salomea von Polen verlobt, um durch dieses Bündniss mit Polen das neue Königreich Galizien desto sicherer gegen die zu gewärtigenden Angriffe der russischen Fürsten zu behaupten. Von dieser Epoche an wurde Galizien als eine zu Ungarn gehörige Provinz betrachtet, dessen Könige nun das Wappen von Halicz (eine Dohle) in ihr Wappenschild und unter ihre Lehnshahnen aufnahmen, während seine Vorfahren seit Stephan II.⁷⁸⁾ nur den leeren Königstitel von Galizien führten.

Schon bei dieser Krönung wurde das Volk von Halicz durch die griechischen Popen aufgehetzt, dem Könige Koloman abgeneigt, da man alle dabei vorkommenden Gebräuche in lateinischer Sprache und mit gänzlicher Hintansetzung des morgenländischen Ritus vollzog. Romans Hass gegen die lateinische Kirche, war gleichsam in das Blut der Landeseinwohner gedrungen, die steigende Erbitterung des Volkes somit erklärlich, um so mehr, da Kolomans Vater die Absicht hatte, dieselbe im ganzen Lande als Haupt- und Staatsreligion einzuführen. Mit diesen Neuerungen in den gottesdienstlichen Handlungen war die Mehrzahl der Bojaren nicht einverstanden, welche diese Gelegenheit benützten, den wieder erwachenden Partheienzwist zu nähren und hiedurch König Kolomans Stellung in Galizien unhaltbar zu machen.

Durch heimliche Bündnisse hatten sich mehrere der russischen Fürsten geeinigt und Mscislaw Mscislawicz, den Bruder des bei Zawichost gebliebenen Roman, der durch uns unbekannte Umstände mittlerweile in den Besitz von Kiew gelangt war, zum Anführer gewählt. Koloman, der durch falsche Berichte seiner Rätthe sich im Besitze des Landes sicher glaubte, entliess die mitgebrachten ungarischen Kriegshaufen und entfloh bei Annäherung des Fürsten Mscislaw, erst jetzt von dem Bestehen eines Bünd-

⁷⁸⁾ Fejér Codex Diplom. vom J. 1124., Kerselich de Corbaira Notitia S. 169, Pray Annal, p. 179 T. I.

nisses gegen ihn, unterrichtet, mit dem Reste seiner Getreuen in die Heimath. Ohne nur an eine Vertheidigung des Landes zu denken, überliess er seinen wankenden Königsthron dem Feinde (1216).

Kaum war Mscislaw im Besitze von Halicz, als er es auch für das klügste hielt, gute Freundschaft mit dem darauf Anspruch machenden Neffen Daniel von Lodomerien zu unterhalten, weshalb er ihm seine Tochter Anna vermählte. Doch nur kurz währte die so nöthige, durch doppelte Blutsbande besiegelte Eintracht zwischen beiden Fürsten.

Leszko von Polen, als Schwiegervater des entthronten Königs Koloman, versprach dem Könige Andreas Hilfsvölker um diesen wieder einzusetzen, doch Andreas gebrach es an Geld und andern Mitteln, um in seinem Reiche ein Heer zusammenzubringen, denn die Kosten seines syrischen Feldzuges hatten nicht nur den Schatz Ungarns verschlungen, sondern auch Schulden angehäuft; um den Heerbann zusammenzuberufen, fehlte es dem Könige an Kraft und Ansehen, es wurden daher Einkünfte der Krone bleibend an Magnaten veräussert, um ein Land wie Halicz als ungarisches Kronlehe, sowie den vermeintlichen Einfluss in Rothrussland zu retten.

Durch die theuern Geldmittel im Stand getetzt, rückte (1218) ein vereinigtcs ungarisch-polnisches Heer unter dem Befehle des Palatins Gyula Grafer von Bodrog in das Königreich Galizien, um den König Koloman auf dessen Thron zu setzen.

Das Heer erlangte einige Vorthcile über Daniels Kriegsschaaren, die nach und nach bis an den Dnieper gedrängt wurden. Hier traf Daniel seinen Schwiegervater Mscislaw, welcher während dieser Zeitereignisse auch nicht müssig war. Er hatte mit mehreren russischen Fürsten Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen und wandte sich endlich um Hilfeleistung an die Kumanen (Polowcer) deren Khan Kotyan sein Schwiegervater war und die mit Ungarn stete Fehde hatten. Letztere im Hinterhalte, griff Mscislaw im Angesichte von Halicz des Palatins Heer an, durch einen verstellten Rückzug führte er die Ungarn und Polen irre, welche ihre geschlossenen Reihen verliessen, um die vermeintlichen Flüchtlinge zu verfolgen, in welchem Augenblicke die Polowcer aus dem Hinterhalte hervorbrechend, ihre bestürzten Gegner umzingelten und ohne allzu grosse Anstrengung aufrioben, selbst der Palatin fiel in russische Gefangenschaft.

In Halicz musste die zurückgebliebene ungarische Besatzung nach langer standhafter Gegenwehr den Platz übergeben. Die

Burg und Residenz der haliczzer Fürsten und Könige, deren Festungswerke Koloman bedeutend verstärkte, musste, da die Aufforderung sich zu ergeben, fruchtlos blieb, förmlich belagert werden; durch Aushungerung der Besatzung fiel sie, mit ihr König Koloman und seine Braut Salomea in der Sieger Hand, die gefangenen Ungarn und Polen schenkte Mscislaw den Polowcern als Antheil ihrer Beute, die sie als Sklaven in ihre Heimath mitnahmen (1218)⁷⁹⁾.

Das königliche Paar wurde in der Torzesker Burg an der Twerza in Gewahrsam gebracht. Mancherlei Verabredungen wurden getroffen, worunter jene die wichtigste ist, dass des Königs von Ungarn jüngster Sohn Andreas mit Mscislaws zweiter Tochter Maria (Helena?) verlobt, nach drei Jahren vermählt, bis dahin Halicz unter ungarischer Oberhoheit von Mscislaw verwaltet werden, sodann jedoch an des letzten Eidam Andreas fallen sollte.

Der Vertrag blieb indessen unerfüllt, bei welchem ohnedies Koloman der gekrönte König von Galizien um alle seine Rechte und Ansprüche gebracht worden wäre; die dem Prinzen Andreas zugedachte Braut starb vorzeitig und diesem wurde nun eine Tochter des armenischen Königs Leo⁸⁰⁾ versprochen.

Vor Beginn seines Kreuzzuges ernannte König Andreas, wenn er in demselben fallen sollte, seinen ältesten Sohn Béla zum König von Ungarn, Koloman zum Könige von Halicz und falls einer von ihnen sterben sollte, Andreas, seinen drittgeborenen zu dessen Nachfolger und obiger Vertrag dürfte somit in Wirklichkeit anders gelautet haben, denn erst im J. 1221 war König Andreas im Stande, seinen Sohn Koloman zu befreien, indem er seine Ansprüche auf Halicz aufgab.⁸¹⁾

Béla erhielt i. J. 1224 Kroatien und Dalmatien zur Verwaltung, als er aber später als alter ego des Königs nach Siebenbürgen gesendet wurde, war Koloman dort sein Nachfolger, wenigstens war er unter der Regierung Béla IV. zur Zeit des Mongolen-Einfalles an der Spitze der kroatischen Banderien in Pest und entkam aus dem Kampfe mit denselben, obwohl verwundet, nach Dalmatien wo er auch 1242 starb.⁸²⁾

⁷⁹⁾ Hoppe a. a. O. S. 138.

⁸⁰⁾ Horváth Geschichte der Ungarn (Pest 1851) S. 115.

⁸¹⁾ Ebenda S. 114.

⁸²⁾ Katona a. a. O. 5. 248, Horváth S. 130—132.

Mscislaw starb nach Hoppe⁸³⁾ 1219 zu Kiew, wo er in der dortigen Kreuzkirche beigesetzt wurde, nach Bielowski focht er 1223 an der Kalka gegen die mongolische Übermacht.

Kolomans Witwe Salomea nahm den Schleier und gründete zu Zawichost ein Kloster der Klarissinen, als dieses jedoch durch Tatern i. J. 1260 ein Raub der Flammen wurde, zog sie auf den Rath des Bischofes Prandota von Krakau und mit Bewilligung ihres Bruders Boleslaw des Schamhaften von Polen in Gesellschaft der Ordensglieder auf das Schloss zu Skala (jetzt Grodzisko genannt), wo sie auch ihr Gott geweihtes Leben 1265 endete⁸⁴⁾.

Der zum Manne herangereifte Daniel Romanowicz hatte mancherlei Kämpfe mit Michael und Isaslaw Wszewolodowicz wegen Wiedererlangen von Halicz zu bestehen. Ungarn aber war durch innere und äussere Verhältnisse zu entkräftet und von allen Mitteln entblösst, um seine Ansprüche auf dieses Fürstenthum wieder geltend zu machen, nichts desto weniger benützte Daniel die Gelegenheit der Krönung Bélas IV. in schlauer Weise, um als Lehnsmann der ungarischen Krone das Pferd des Königs zu führen. (November 1235).

Grossfürst Michael Wszewolodowicz von Kiew hatte abwechselnd mit seinem Bruder Isaslaw das Fürstenthum Halicz besessen, doch flüchtete er nach erfolgloser Gegenwehr gegen die andringenden Tatern angeblich nach Ungarn, weshalb sich Mscislaws Sohn, Rosoislaw, die günstige Gelegenheit benützend, am kiewer Thron setzte. Diesem Fürsten vermählte Béla IV. seine Tochter Anna, in Folge dessen sich dieser auch des in dieser Zeit herrenlosen Halicz bemächtigte. (1240).

Durch nicht nachweisbare Umstände gelangte Daniel Romanowicz in den Besitz von Halicz, da Rosoislaw von da verjagt, nach Ungarn zu seinem Schwiegervater geflüchtet war. Jedenfalls war die Ursache in der immer näher und furchtbarer drängenden Gefahr, welche im Osten der russischen Fürstenthümer heranwuchs und sogar einen Stillstand der Fehden der Fürsten herbeiführte. (Ende 1239).

Es waren dies die Mongolen, ein tatarisches Volk, welche jeden Widerstand niederwarfen und unaufhaltsam westwärts zogen. Unter der Führung des wilden Batu, zweiten Sohnes von Dschudschi, fielen, Räsan (1237), Moskau, Susdal, Wladimir an

⁸²⁾ A. a. O. S. 140. Bilowski IV. 5. Bibl. Ossol. S. 25.

⁸⁴⁾ Grabowski Kraków i jego okolice S. 384—89.

der Klasma (1238), Pereaslaw, Czernichow (1230) endlich Kiew die festeste und mächtigste der russischen Städte (6. Dezember 1240) in der Würger Hand.

Die Haliczzer baten um Frieden, welcher ihnen gegen Erlag eines bedeutenden Tributes, zumeist aus Lieferung von Lebensmitteln bestehend und Anerkennung von Batus Oberherrschaft bewilligt wurde. (1240)

Ist schon die bisherige Geschichte schwer entwirrbar, so wird sie durch diesen Einfall der Mongol-Tataren, in Folge der Verheerungen und Verwüstungen, dunkel. Jeder Geschichtschreiber stellt seine Meinung als die richtige auf und schürzt den Knoten nur noch dichter, die Nachfolgerschaft im Besitze des Landes wird fast fraglich bis auf Boleslaw Trojdenowicz, der durch seine Heirat mit einer lithauischen Prinzessin, Schwager Kasimir III. (des Grossen) von Polen wurde, dieser wurde von seinen eigenen Unterthanen vergiftet und starb nach Dlugosz i. J. 1340 in die Anuntiationis S. Mariae, alias IX. Kalendas Aprilis (25. März) nachdem abwechselnd Tataren und die heidnischen Lithauer hier ihr Wesen getrieben hatten.

Halicz büsste das bisher besessene Recht ein, Residenz der Fürsten zu sein, seitdem Daniel Romanowicz i. J. 1259 das neue Lemberg unter dem Namen Lwihorod, zu Ehren seines Sohnes Leo so genannt, gegründet hatte, in welcher Stadt dieser, nach seines Vaters im J. 1266 erfolgten Ableben, um 1269 seinen Sitz verlegte.⁸⁵⁾

Kaum hatte Kasimir die Nachricht von dem Tode seines Schwagers erhalten, als er sich beeilte mit dem jederzeit triftigsten Argumente von der Welt, seine Ansprüche geltend zu machen⁸⁶⁾, er rückte mit einem mächtigen Heere in das Land, eroberte Lemberg, Halicz und alle festen Plätze. Das Land verlor aber seinen Namen und ein Theil wurde Woiwodschaft Rothrussland, während andere Stücke Bestandtheile der benachbarten Woiwodschaften wurden.

Der Name Galizien war auf mehrere hunderte von Jahren aus der Geschichte verschwunden und erst bei der ersten Theilung Polens tritt dieser in Verbindung von Lodomerien zu

⁸⁵⁾ Chodyncki a. a. Orte S. 24—25. Bielowski: Bibl. Ossol. Tom. I S. 389 in seiner Kritik über die russisch geschriebene Abhandlung von Prof. Isidor Szaraniewicz, der nicht ganz der hier angeführten Meinung ist.

⁸⁶⁾ Hartknoch de Republ. Polonica Lib I. cap. IX., Ekkard Historia med. aevi Tom 1, Dlugosz IX. Buch., Niesiecki: Korona Polska I. p. 149.

Tage, von welchem letztern nur Zbaraz mit einem Umfange von etwa 8 □ Meilen als Repräsentant dieses „Königreiches“ zu betrachten ist.

In diesen allgemeinen Contouren möge dieses dritte Bild genügen, da mir das Materiale mangelt, ein vollständig getreues Bild zu geben, welches zudem den engen Rahmen überschreiten würde, den ich für jedes einzelne derselben bestimmt habe, denn in Form einer Unterhaltung wollte ich belehrend wirken und ist es mir gelungen, so ist mein Streben hinlänglich belohnt.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a date or reference, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a name or address, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a name or address, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a name or address, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a name or address, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a name or address, appearing as bleed-through from the reverse side of the page.

Benealogische Tabelle der russischen Waraeger in soweit sie Galizien als Fürsten besaßen oder in die Geschichte dieses Landstriches eingreifen.

Rurik ¹ 862 Fürst von Nowogrod.												Sineus.	Trawor.	
Igor ² vermählt mit Olga (Helena) ermordet im Jahre 946 durch die Drewlanen.														
Swientoslaw ³ (der Eroberer) fiel im Kampfe gegen die Petschenegen 972.														
Oleg durch Jaropelk er- mordet.			Jaropelk auf Wladimirs Veran- lassung ermordet.			Wladimir ⁴ (unehelich) Fürst von Russland, vermählt mit: 1. Rogneda von Polock, 2. Jaropelks Witwe, 3. und 4. mit zwei Böh- minen, 5. mit einer Bulgarin, 6. Anna Romanowna von Byzanz (988) † 15. Juli 1015.								
Swientopelk														
Isaslaw Fürst von Polock.	Swientopelk Fürst von Kiew † zw. 1019 und 1022.	Wiececslaw Fürst v. Nowogrod.	Jaroslav ⁵ Alleinherrscher von Russland † 20. Februar 1054.	Borys Fürst von Rostow ermordet 1018.	Chleb Fürst von Murom ermordet 1018.	Swientoslaw Fürst im Lande der Drewlanen.	Wszewolod Fürst v. Wladimir an der Klasma.	Mieczyslaw von Torokan † 1036.	Stanislaw von Smolensk.	Sudislaw von Pskow.	Poswid ⁶ von Wladimir am Bug.	Maria ⁷ vermählt mit Kasimir I. von Polen.		
Przedislaw		Isaslaw ⁸ Grossfürst † 1078.	Wszewolod ⁹ von Pereaslaw, später Grossfürst † 13. April 1097.	Swientoslaw von Czernichow.	Igor ¹⁰ Fürst von Wladimir am Bug?	Wiececslaw von Smolensk.	Anna (Agnes?) vermählt mit Hein- rich I. v. Frankreich.	Anastasia vermählt mit Andreas II. von Ungarn.	Wladimir ¹¹ † noch vor 1054.	Roseislaw ¹⁵ Fürst von Przemysl verm. mit Lanka † um 1080.	Wicislawa Gemahlin Boleslaws des Kühnen von Polen.	Igor ¹¹ Fürst von Lodome- rien, um 1074 ein Vasall von Polen.		
Swientopelk ¹² oder Michal Stopolk im Jahre 1093 Gross- fürst † 1123.	Jaropelk ¹³ Fürst von Wladimir am Bug im J. 1083 Grossfürst † 21. Dez. 1086.	Wladimir Fürst von Smolensk.	Wladimir Monomachus Grossfürst † 19. Mai 1126.	Oleg	Dawid	Isaslaw	Dawid	Mieczyslaw?				Dawid Fürst von Lodome- rien später Herr von Dorogobusz † 25. Mai 1112.		
Jaroslav ¹⁶ von Lodome- rien † 1123.	Mieczyslaw Statthalter von Lodome- rien † 1100.	Przedslawa ¹⁷ verm. an König Kolo- man von Ungarn im J. 1104 gesch. 1112 † 1116.	Zbislawa vermählt mit Boleslaw von Polen.	Easil Statthalter von Lodo- merien.	Swientopelk Fürst von Lodo- merien zw. 1149 —1150 † 1154.	Isaslaw ^{23a} Grossfürst 1149 † 1154.	Roseislaw ²⁴ von Pereaslaw.	Euphrosine ^{25b} vermählt mit Geisa II. von Ungarn.	Basil ^{18b} Fürst von Trembowla † 1100 geblendet.	Wolodar ^{19a} Fürst von Przemysl † 1126.		Mieczyslaw?		
Jaroslav ³³ von Halicz zwischen 1131—1135.	Igor (Georg) von Siewior(?)	Borys ^{19b} erster Fürst von Halicz, Prä- tendent auf die ung. Krone † um 1154.			Jaroslav ⁴⁷ von Lodome- rien um 1154.	Mieczyslaw von Lodome- rien um 1156.			Ivan ^{19a} Fürst von Trembowla.	Wladimirko oder Wszewolodomir ²¹ Fürst von Halicz † 1152.				
Wladimir ^{34a} Fürst von Ha- licz um 1208.	Roman ^{34b} Fürst von Ha- licz 1208-1212	Swientoslaw ^{34c} von Przemysl.			Ingwar ⁴⁸ Fürst von Luck um 1202 Grossfürst.				Mscislaw ^{28a} (unehelich) Oleg? ^{28b} Fürst von Halicz ver- giftet im Jahre 1188.	Oleg? ^{28b}	Wladimir ²⁷ Fürst von Lodome- rien um 1182 von Halicz 1188 † 1198.	Helena Braut Stefan III. von Ungarn.		
Jaroslav ³⁵ von Trembowla.									Roman ²⁹ vermählt mit des Grossfürsten Rurik Tochter, Fürst von Halicz und Lodome- rien † 19. Juni 1205.	Mscislaw ³⁰ vermählt mit der Tochter des Kumanen Khans Kotyan, während König Kolomans von Galizien Gefangenschaft im Besitze von Halicz † 1219 in Kiew.				
									Theodora ^{31a} deren Gemahl unbe- kannt.	Daniel ³² König von Süd-Russland vermählt mit Anna Mscisla- wicz † 1266.	Basil Fürst von Lodome- rien † um 1280 als Mönch in Lemberg.	Anna vermählt mit Daniel Romanowicz.	Roseislaw ³⁶ vermählt mit Anna Tochter Béla IV. von Ungarn, Herr des Machower Banates.	Maria (Helena) Braut von Andreas III.
									Szwarno ^{31b} Fürst von Luck †?	Roman ³⁹ verm. mit Gertrude von Österreich † noch vor 1266.	Leo ⁴⁰ verm. mit Konstantia von Ungarn, Herzog der Ru- thenen † 1301.	Mscislaw ⁴¹ Fürst v. Luck.	Kunigunde ³⁷ Gemahlin, König Przemysl's Ottokars von Böhmen.	Gryphyna ³⁸ Gemahlin Leszkos (des Schwarzen) von Pohlen.
										Georg rex Russiae ⁴² † 1316.	Maria ⁴³ vermählt an den Fürsten Troyden von Masowien.			
							</							

Erläuternder Hinweis

auf die Quellenschriften bei der genealogischen Tafel.

1. Nestor.
2. Nestor, Dlugosz, Kromer Naruszewicz, Bielowski: Wyprawa Igora na Polowcow.
3. Leo Diaconus, Nestor, Dlugosz.
4. Nestor, Dlugosz, Naruszewicz, Niesiecki (Korona Polska).
5. Dlugosz III. B. Kromer IV. B.
6. Kromer.
7. Dlugosz lib II. p. 218.
8. Naruszewicz II. T. lib. IV. p. 422.
9. Naruszewicz III. genealogische Tabelle, Dlugosz lib. IV. p. 304 lässt ihn 1183 sterben.
10. Hoppe a. a. O. S. 71 meint, es wäre Wladimir an der Klasma gewesen.
11. Naruszewicz nimmt an, er sei des vorigen Sohn.
12. Nach Boguphal Chron. Polon. apud Sommersberg Siles. rer scriptb war er im Besitze von Halicz.
13. Dlugosz.
14. Nestor, Dlugosz, Kromer sind darüber einig, dass Jaroslaw sechs Söhne hatte, lassen auch seinen Sohn Wladimir vor ihm sterben, doch erwähnen sie keiner Nachkommenschaft von seiner Seite. An andern Orten lassen
15. Dlugosz, Naruszewicz, die Landschaft Przemysl nach Jaroslaws Tode an einen Enkel ohne Nennung des Namens gelangen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser ein Sohn Wladimirs.
16. Dlugosz.
17. Thuróczy II. cap. 61.
18. Poln. Sobrania II. 17. Kromer V. Buch.
- 19.^a Bielowski Bibl. Ossol. I. Band (1862.) S. 6.
- 19.^b Engel Geschichte von Halicz S. 457. Otto Frisingii Lib. VII. c. 21—32, Katona Histor. Crit. Reg. Hung. 3. 658; Thuróczy II. S. 64, Mathias Bell Apparatus ad Hist-Hungariae, Bonfini Decades, Prays Annales regum Hungariae I. 131. entgegen Bielowski Bibl. Ossol. Tom. I. S. 25—41. der ihm einen Sohn Koloman zuschreibt, der 1185 vergiftet wurde.
20. Nestor, Dlugosz, Karamsin.
21. Poln. Sobrania II. 17. Nestors Fortsetzer Abt Sylvester beim Kloster des heil. Michael in Kiew gibt seinen Tod 1152, Dlugosz 1154 an.
22. Joannes Cynamus in Corpore historiae Byzantinae nennt ihn Hierostlabus Galitze Rector.
- 23.^a 23.^b. Thuróczy II c. 66. Kromer lib. IV. p. 144.
24. Miechowita Chronica Polonor. (Cracoviae 1521) pag. 98., Dlugosz V., Naruszewicz erwähnt ihn gar nicht.
25. 26. Dlugosz V. B. 434. auch Kromer, Naruszewicz.
27. Pol. Sobr. II. 136 Boguphal Chron. ap. Sombg. II. 48. Vincent Res gestae II. 71.
- 28.^a. Bielowski „Halicko-Wlodzimirske ksiestwo później królestwo“ Bibl. Ossol. IV. S. 6. (Lemberg 1864) meint. er sei Isaslaws (23.^a) Sohn und nennt

- 28^b. Oleg den unehelichen Sohn, während er Mscislaw nicht kennt, doch entschwindet ihm Oleg selbst gänzlich. Nach Boguphal S. 37 war Mscislaw mit Judith von Polen, der Witwe Borys vermählt, mit der er mehrere Kinder erzeugte.
29. Vincentius Res gestae II. 69. Nicetas Choniates in Corp. hist. Byzantinae III. Buch.
30. Naruszewitz IV. S. 194, Dlugosz, Kromer, Meinert Geschichte Oesterreichs IV. Band, Poln. sobr. II, 60 nach Bielowski Bibl. Ossol IV. Bd. S. 25 regierte er noch 1223.
- 31^a. Bielowski Bibl. Ossol. IV. b.
- 31^b. Kromer IX. Buch.
32. Dlugosz IV. B. Thuróczy, Bonfin, Pray.
33. Dlugosz und Kromer erwähnen ihn, ohne zu sagen, dass er des obigen Sohn sei, wogegen Naruszewicz Vater und Sohn für nur eine Person hält.
34. a. b. c. Benczur: Ausführung der Rechte des Königreiches Ungarn auf Klein-oder Rothreussen und Podolien. Wien 1772 während Bielowski Bibl. Ossol. IV. S. 18—19 sie für Söhne Mscislaw Isaslawicz annimmt und
35. Jaroslaw als Romans Sohn bezeichnet.
36. Pray a. a. O. i. J. 1240.
37. Aeneas Silvius (Historia Bohemica) Palacky, Dlugosz VII. B.
38. Naruszewicz V. B. Dlugosz.
39. Dlugosz, Kromer: Hoppe a. a. O. S. 149 giebt ihm Gertrude von Oestereich nach uns unbekannten Quellen zur Gemahlin. Wir wissen indessen, dass Ottokar von Böhmen sie nachdem er Steiermark in seine Gewalt bekam, aus allen ihren Besitzungen, zuletzt aus Judenburg und Feistritz durch den grausamen Probst von Brünn vertreiben liess. Zur Nachtzeit, im Regen und Sturm, musste sie die Reise antreten und begab sich nach Hornecks Reimchronik Cap. 55, 56. nach Meissen wo eine Schwester (Constantia) an Markgrafen Heinrich vermählt war. Die andere, Margaretha, Witwe Kaiser Heinrichs VII, ehelichte im Jahre 1252 an Jahren vorgerückt Przemysl Ottokar, der sich schon 1260 wegen beschuldigter Unfruchtbarkeit von ihr scheiden liess. Hanthaler Fast. Campil. T. I. Dec. VII. §. 1. Doch nirgend finden wir Bestätigung von Hoppes Annahme.
40. Christoph Hartknoch de Republica Polonica l. q. c. nennt ihn König von Russland, Okolski: Russia Florida, Chodykiewicz Dissertatio de Archiep. kiow. et Haliciensi, Chodyncki: Historia miasta Lwowa nennen ihn bloß einen Herzog.
41. Naruszewicz V. Buch meint, er sei nur ein Seitenbruder gewesen.
42. Chodyncki a. a. O. S. 21.
43. Dlugosz, Kromer, Naruszewicz.
44. Nach dem unverlässlichen lithauischen Chroniker Strykowski hält sie Hoppe a. a. O. S. 273 ohne weitere Quellen-Angabe für Leo Danielowicz' Sohne, da er von Georg keine Kenntniss hat. Chodyncki a. a. O. S. 22 vermühtet sie als Georgs Sohne.
45. Nach Karamsin Chodyncki S. 22, doch dürfte bei mangelhaften Quellen als Andeutung genügen, dass Georg 42 und 45 nur eine und dieselbe Person seinmöge.
46. Dlugosz, Kromer Maruszewicz.
47. Dlugosz V. Buch, Miechowita S. 98.
48. Chodyncki S. 11, soll wohl heißen ein Vetter von dessen Gemalin Rurik Roscislawicz Tochter.



PEST, 1871.

DRUCK VON KUNOSY UND RÉTHY.

Temple, Rudolf Friedrich

Bilder aus Galizien zur theilweisen Kenntniss des Landes und seiner
Bewohner : mit einer genealogischen Tafel der warägo-russischen Fürsten in
Galizien

Krakau 1871

Passau, Staatliche Bibliothek -- S 5/Yng 60

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11339179-1